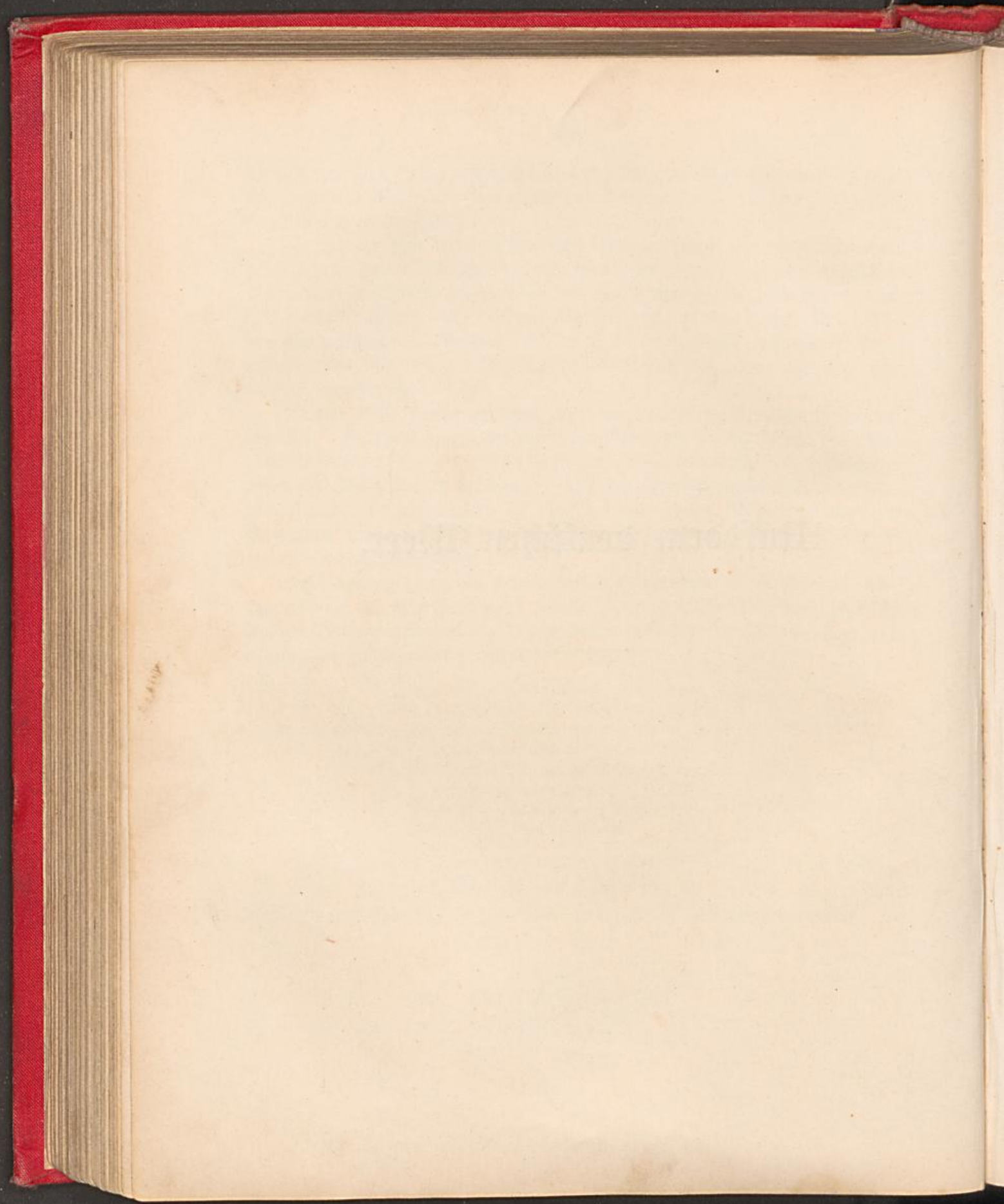


Auf dem deutschen Meer.



Das Gastmahl.

Sechs Jahre seit der großen Hermannsschlacht
Sind hingestoh'n in stetem Kampfgetümmel,
Und wieder stehn im Teutoburger Wald
Die röm'schen Scharen und Germanicus.
Zu neuem, schrecklich flammendem Erglühen
Entfacht des Krieges grause Furie
Die blut'ge Fackel mörderischen Streits.

Über den Rhein!" erscholl mit jedem Frühling der Ruf in der Colonia Ara Ubiorum. Drei Feldzüge hatte Cäsar Germanicus nun schon unternommen, ins Land der Marsen, der Chatten und der Cherusker, um die Niederlage der Legionen im Teutoburger Walde zu rächen und die Herrschaft Roms über die Germanen wiederherzustellen. Blutige Verheerung brachte er über die friedlichen deutschen Lande, aber ohne wirklichen Erfolg mußte er sich wieder zurückziehen.

Als der Frühling den Winter wieder verdrängte — sechzehn Jahre nach Christi Geburt — sammelte er seine Legionen abermals, um mit ihnen über den Rhein in die germanischen Wälder zu ziehen. Zu einem prächtigen Gastmahle lud er zuvor noch die sämtlichen Heerführer mit ihren Frauen ein, so viele deren, Agrippinas Beispiel folgend, ihre Männer nach Germanien begleitet hatten.

Von der Frühe des Morgens an war deshalb in des Statthalters Villa eine rege Thätigkeit. Während er selbst und seine Gemahlin noch ruhten, war eine Schar von Sklaven, deren ein vornehmer Haus mehrere hundert hatte, damit beschäftigt, eine Reihe prächtiger Gemächer für das Gastmahl in Bereitschaft zu setzen und zu schmücken; eine zweite Schar entfaltete unter Anführung mehrerer Köche in den abgesonderten, weiten Küchenräumen eine rege Thätigkeit.

Bald verließ auch Cäsar Germanicus seine Gemächer, bestieg das schon bereitstehende Roß und trat seinen Morgenritt an. Etwas später erhob sich seine Gemahlin, ließ sich durch einige Sklavinnen auf einem Ruhebett in das gewohnte Bad tragen und begab sich von dort in das Ankleidegemach, wo vor dem elfenbeinernen, mit Rissen bedeckten Sessel, Kathedra genannt, auf einem dreifüßigen Tisch ein Spiegel aus blankgeschliffener Silberplatte aufgestellt war.

Dort traf sie der hohe Gemahl, als er, von seinem Ritte zurückgekehrt, sie zu sprechen begehrte. Er sah drei der geschicktesten Sklavinnen um sie beschäftigt und sprach beifällig: „Du thust wohl, Agrippina, heute mehr als gewöhnliche Sorgfalt auf deinen Putz zu verwenden. Unsere Gäste werden uns mit scharfen Augen beobachten und erwarten sicher, dich voll Unruhe und Besorgnis zu finden.“

„Ob ich's im geheimen auch bin, Cäsar,“ antwortete die Römerin, „so wird doch keine Miene, kein Zucken des Auges mein Verräter sein; um deinem Feste zu Ehren mich zu schmücken, harre ich zwei Stunden auf der Kathedra vor dem Spiegel aus, was ich, wie du weißt, sonst verschmähe.“

„Überwinde dich noch ferner, Agrippina!“ sprach Germanikus in bittendem Tone; „du weißt, weshalb ich die Heerführer heute geladen habe, weißt, wie sie fast alle wider den neuen Feldzug sind. Es gilt heute, sie umzustimmen, ihnen Mut einzulösen und die abergläubischen Vorahnungen zu zerstreuen, von denen ihre Gemüther erfüllt sind. Du kannst viel dazu thun, Agrippina. Wenn sie deine Stirne wolkenlos, dein Auge klar sehen, obwohl dein Gemahl, der Vater deiner Kinder, abermals nach den germanischen Wäldern aufbricht, werden die Männer ihrer Besorgnis sich schämen, ihre Gemahlinnen werden nicht mehr an den Ernst der Gefahr glauben. Die Frauen vermögen viel über der Männer Gemüt, darum habe ich auch sie geladen. Lege heute den Stolz der Enkelin des Augustus ab und zeige dich ihnen geneigt, als wären alle deinesgleichen!“

„Ich werde thun, wie du willst, mein Gemahl,“ versetzte Agrippina; „denn was mein Herz auch heimlich leiden mag bei deinem Scheiden, ich, die Römerin und Enkelin des unsterblichen Augustus, fühle, daß du als Römer und als Sohn des Kaisers nicht nach Rom heimkehren kannst, bis du die Germanen bezwungen und dem Reiche unterworfen hast. Darum bringe ich nicht mit einem Worte in dich, von dem neuen Feldzug abzustehen, denn ich würde dich hindern, unsterblichen Ruhm deinem Namen zu gewinnen.“

„Habe Dank dafür!“ sprach Germanikus mit leuchtenden Augen und verließ grüßend die Gemahlin, um sich ins Bad zu begeben, darauf zu frühstücken und die Festgewänder anzulegen.

Die Sonne stand in der Mittagshöhe, als die ersten Besuche ankamen, die Männer zu Roß oder in römischen, auf zwei Rädern ruhenden Wagen, die Frauen in Tragbetten mit seidenen Vorhängen, die bald auf- bald niedergeschlagen waren.

Die Männer trugen heute nicht die kriegerische Rüstung, sondern die festliche weiße Toga, deren kunstreicher Faltenwurf über den linken Arm und über die Brust bis zum Knöchel fiel, unter dem rechten Arm hindurch über die Schulter gezogen war; darunter die glatt bis über die Kniee fließende, unter der Brust gegürtete Tunika, die ebenfalls aus feinsten, weißer Lämmerwolle gewoben war. Nur zwei

der Heerführer, welche die römische Senatorenwürde errungen hatten, trugen eine Purpurverbrämung auf der Tunika, die in breiten Streifen über die Brust herab und rings um den Saum des Gewandes lief.

Auch die Frauen, die sonst zu jener Zeit buntfarbige Kleider liebten, waren der festlichen Gelegenheit wegen in eine schneeweiße, bis über die Knöchel fließende Stola gekleidet, die ein farbiges seidenes Gürtelband umschlang; farbig war auch die palla, der Umwurf, den sie, wie dies bei der männlichen Toga der Fall war, nur zum Ausgehen bei feierlicher Gelegenheit trugen. Hals und Arme waren mit Perlenchnüren, Hals- und Armbändern von Gold und Edelsteinen umgeben, auch die künstlich frisierten Haare waren reich mit solchen geschmückt; goldene Spangen, ebenfalls mit Perlen oder Edelsteinen verziert, hielten die Tunika über den Schultern fest und schlossen den Gürtel. Von der Farbe der palla waren auch die zierlichen Schuhe mit den seidenen, vielfach ums Bein gewundenen Bändern, sowie der aus seidenem Bände bestehende Gürtel und der aus feinstem Baumwollgewebe, Byffus genannt, bestehende Schleier. Eine Sklavin trug jeder der Matronen den Sonnenschirm, eine andere den Fächer, meist aus Pfauenfedern bestehend, nach.

Sie alle wurden unter dem säulengetragenen Vestibulum von dem Haushofmeister empfangen, einem Freigelassenen, der, Grieche von Geburt, sich durch besondere Feinheit des Benehmens auszeichnete; sein Gewand vom feinsten, weißen Gewebe war nach griechischer Sitte mit goldener Spange über der linken Schulter befestigt, an seinen Händen funkelten kostbare Ringe.

In dem mit Wandgemälden und Statuen reich geschmückten Atrium, dem großen Empfangssaale, begrüßte der Hausherr die männlichen, in dem daran stoßenden kleineren Atrium Agrippina die weiblichen Gäste.

Einige ließen sich auf die himmelblauen, silberdurchwirkten Polster nieder, die längs die Wände umgaben, und unterhielten sich in leichten Gesprächen. Mehrere der Männer zogen es vor, sich im Garten zu ergehen, der die Villa rings umgab, während die Frauen unter den Säulen des Peristylums, einem offenen Raume im Innern der Villa, lustwandelten, in dessen Mitte ein Springquell plätschernd auf den Rasen niederfiel, der auch im Winter, durch ein Glasdach geschützt, grünend blieb, jetzt aber, da der Frühlingshimmel sich über ihm wölbte, von duftenden Weilsen bedeckt war.

Einige wenige der Gäste nahmen noch ein Bad, das zweite des Tages, und ließen sich von bereitstehenden Sklaven und Sklavinnen in die Badegemächer führen, deren jedes ein Marmorbecken enthielt, mit lauwarmem, wohlgeruchduftendem Wasser gefüllt und rings von buntfarbigen persischen Teppichen zeltartig umhängt.

Darüber kam die Stunde der Mahlzeit, die in Rom gewöhnlich abends sechs Uhr, hier aber, im kälteren Lande, um vier Uhr eingenommen wurde. Es

war dies, da die Römer den Tag um sechs Uhr morgens begannen, um die zehnte Stunde nach römischer Rechnung. Sanfte Flötentöne, in Pausen von den Klängen einer schmetternden Tuba begleitet, gaben das Zeichen zum Beginn der Mahlzeit. Die purpurnen Thürvorhänge rauschten zurück, und durch zwei verschiedene Eingänge traten die Männer und die Frauen in den mit prachtvollen Wandgemälden geschmückten Speisesaal. Drei Tische waren hier im Halbkreis gestellt, ein jeder von neun prächtigen Sitzen umgeben; je zwischen zweien der Ruhebetten stand ein mit hoher Rücklehne versehener Sessel, der, wie die Ruhebetten, aus Elfenbein geschnitten und mit schwellenden Kissen aus weicher Wolle versehen war, über welche Purpurdecken mit goldenem Behänge gebreitet waren.

Die Gäste reiheten sich um die Tische in der Ordnung, die ihnen der Hausherr und seine Gemahlin in höflich zwangloser Weise andeuteten; die Männer lagerten sich auf die Ruhebetten, die Frauen saßen in die Sessel zurückgelehnt.

Zuerst erschienen römische Knaben, Söhne von Sklaven, und boten jedem der Gäste eine silberne Kanne nebst Becken mit wohlriechendem Wasser samt einem feinen weißen Tuche zum Waschen der Hände dar, und alle, die nicht soeben aus dem Bade kamen, bedienten sich desselben.

Geräuschlos entfernten sich die Knaben wieder, und junge Sklavinnen brachten zierlich gewundene Kränze, deren jeder sinnreich von Blumen ähnlicher Farbe gewunden war. Die Gäste wählten sich die Kränze aus, die sie leicht auf die Stirne setzten; die Männer nahmen meist weiße oder grüne, die Frauen zogen farbige Kränze vor, je nach der Farbe, die mit den Bändern in den Haaren und ihrem Gürtelbände übereinstimmte. Angenehm fiel es den Gästen auf, daß neben den Rosen und andern in Rom heimischen Blumen, welche die Gartensklaven des Hauses in üppiger Fülle zogen, auch die wilden, oft zierlichen Blüten der germanischen Wälder und Heiden zu Kränzen verwoben waren, es deuchte ihnen eine anmutige Abwechslung mit den glühenderen Farben des Südens.

Auf einen Wink des Hausherrn trugen neue Sklaven den ersten Gang des Mahles auf. Die mannigfaltigsten Gerichte lagen in feinsten Zubereitung auf silbernen Platten von kunstreicher Arbeit, und abermals machten die Gäste die Wahrnehmung, daß Wild aus Germaniens Wäldern, Fische vom Rheine und dem deutschen Meere, kleine Waldvögel von würzigem, und wohlgehegte Gänse von zartem Fleisch, samt den auch in Rom geschätzten deutschen Rettichen und Möhren geflüffentlich neben den leckersten, aus Rom, Asien und Afrika gebrachten Gerichten aufgestellt waren.

„Sollte man denken, daß Germanien so reich an köstlichen Erzeugnissen sei?“ warf Appius, einer der Kriegstribunen, ein Mann von vornehmer Geburt, der als Feinschmecker bekannt war, ein.

„Du hast recht, Appianus,“ versetzte Germanikus; „warum also, mein Lieber, sollten wir uns der Herrschaft über ein Land begeben, das mit nichts so arm und rauh ist, wie Feiglinge zu ihrer Entschuldigung sagen, nur um dem Kampf auszuweichen?“

Düsteres Schweigen herrschte auf die Frage des Feldherrn. Fast vernehmlich flüsterten die Gäste am Ende der Tafel sich zu: „Germanikus will die Götter versuchen, die durch vielfache Anzeichen uns vor solch verwegennem Beginnen warnen.“

„Sicher, gält's einen Aufruhr unter den Völkern in Kleinasien, in Ägypten, in Hispanien oder auch unter den kriegerischen Galliern zu unterdrücken — wir bedächten uns nicht, aber die Germanen in ihren Wäldern verfolgen, heißt so viel als den grimmen Bären in seiner Höhle aussuchen. . . . Zur Schlachtbank werden wir geführt, wie des Varus Legionen — und unsere Gebeine werden unbegraben bleichen in den teutonischen Wäldern“ . . . schwirrte das Geflüster an der Tafel hin; nur Germanikus hatte kein Ohr dafür.

Er winkte, die Sklaven räumten die Reste der Speisen hinweg und trugen den zweiten Gang des Mahles auf.

„Wir herrlich, Cäsar, hast du diesen Ökus (Saal) geschmückt!“ äußerte der Legat Cäcina; „diese Wandmalereien sind neu; ich sehe sie heute zum erstenmal.“

Aller Augen richteten sich nach den Wänden, die rings Ansichten öffentlicher Plätze von Rom darstellten, eingefast von grünem Laubwerk, so leicht und natürlich dargestellt, daß es lebendig an den Wänden emporzuranken schien.

„Hier das Kapitolium, dort die Arena, der Tempel der Vesta und das Forum — man wähnt, fern von den rauen Wäldern Germaniens im herrlichen, sonnenhellen Rom zu verweilen!“ rief eine der Frauen aus, die den Ehrenplatz zwischen dem Hausherrn und einem der Legaten erhalten hatte.

Abermals verdüsterten sich die Mienen; ein und dieselbe Regung der Sehnsucht nach Rom war in allen erwacht.

„Unser Weg nach Rom geht über die germanischen Wälder,“ versetzte Cäsar Germanikus mit Nachdruck.

Keine Antwort ward laut. Dagegen ertönten Musikklänge und mit schwebendem Gange erschienen persische Sklavinnen, um durch einen kunstvollen Tanz die Augen der Zuschauer zu ergötzen.

Obgleich Germanikus selbst von einfachen Sitten war, wollte er doch den vornehmen Heerführern die Genüsse nicht vorenthalten, die sie an der Tafel des Kaisersohnes erwarteten. Er selbst hatte alle Sorgen abgelegt und zeigte sich sprühend von fröhlichem Mute. Agrippina, seine Gemahlin, stimmte in seinen Ton ein; Neuigkeiten aus Rom, wie sie bald dieser bald jener aus Briefen empfangen hatte, und Erzählungen früherer Hofgeschichten kreisten in bunter Abwechslung an der Tafel.

„Der Cäsar ist so heiter, als ob er den Sieg schon errungen hätte,“ raunte der Lagerpräfekt Mannius dem Legaten Cäcina zu.

„Ja, er gebart sich, als ginge es zum Triumphzug nach Rom, und nicht in den Teutoburger Wald,“ gab dieser zurück. Ähnliche Bemerkungen fielen da und dort; nach und nach aber begannen die Heerführer und ihre Frauen leichter zu atmen. Die siegesgewisse Haltung des Feldherrn und seiner Gemahlin flößte auch ihnen allmählich eine Zuversicht ein, die sich mehr und mehr in Blicken und Mienen kundgab.

Gegen den Schluß des Mahles hob sich ein Vorhang, der den Saal vom anstoßenden Gemache trennte; man erblickte eine Bühne, und ein Schauspiel begann. Nicht eine üppige Göttersage oder ein Lustspiel, reich an Scherz, hatte Germanikus diesmal zur Aufführung vorbereiten lassen, sondern eine Tragödie aus der Heldenzeit Roms, den Sieg über Asdrubal, den letzten Verteidiger von Karthago, Roms gefährlichster Feindin.

Germanikus hatte den Eindruck, den das Schauspiel auf die Gemüter machen sollte, richtig berechnet. Mehr und mehr wurde die Aufmerksamkeit der Zuschauer gefesselt, als zuerst der tapfere karthagische Feldherr die Seinen durch Rede und Gebärden zum todesmutigen Kampfe um die Heimat aufforderte, als dann Kampfszenen folgten und die Lage der Römer bedrängt erschien. Zuletzt, als der Sieg der Römer dargestellt ward und im Hintergrunde das brennende Karthago sich zeigte, nahe den Zuschauern aber auf einem Hügel zu Füßen des siegreichen römischen Feldherrn Scipio der unglückliche Asdrubal saß, brauste hell der Jubel der Zuschauer auf. Ein reicher Regen von Goldmünzen fiel unter die Schauspieler, welche zu den Sklaven des Germanikus gehörten. Dieser selbst, hochzufrieden mit der Wirkung des Schauspiels, ließ die beiden ersten Mimen, die Darsteller des Scipio und des Asdrubal, rufen und kündete ihnen als Belohnung ihre Freilassung an.

Dann wandte er sich an seine Heerführer. „Römer,“ sprach er, und seine Stimme klang gewaltig und stolz, „seid ihr Helden? oder soll heute das stolze Rom, das einst über das meerherrschende Karthago siegen konnte, vor den nackten Barbaren der germanischen Wälder sich zurückziehen?“

„Nein, Cäsar!“ schallte der einstimmige Ruf durch den Saal; „wir streiten, wir siegen als Römer.“

„Und wir rächen,“ fiel Germanikus wieder ein, „die Legionen unserer Brüder an den Germanen, wie Scipio an Karthago die Gefallenen von Cannä gerächt hat.“

Jetzt erhob sich Agrippina; ihrem Beispiel folgten die übrigen Frauen, um sich von der Tafel zurückzuziehen. Cäsar Germanikus aber lud die Männer ein,

ihm nach Beendigung der Cena, welches die Hauptmahlzeit der Römer war, zur nächtlichen Comissatio in ein anstoßendes kleineres Triclinium (Speisezimmer) zu folgen, wo Lampen, frisch mit wohlriechendem Öle gefüllt, blinkten, neue, weiche Ruhebetten die Tafel umstanden und auf den Tischen in der Ecke zahlreiche Amphoren, mit italienischem und griechischem Weine gefüllt, harrten, bis der Gipsüberzug abgenommen wurde, der den köstlichen Inhalt verschloß.

Mit freundlicher Gebärde führte Agrippina die Frauen nach einem stillen Gemache im Innern des Hauses. Dort wußte sie das Gespräch geschickt auf die Nachrichten zu lenken, die sie vor kurzem über die neueste Mode in Rom erhalten hatte. Dieser Gegenstand war den römischen Frauen so wichtig, daß sie alle Gefahren vergaßen, die ihren Männern im germanischen Heereszuge drohten, um sich aufs genaueste über die neuen Formen des Kopfputzes zu besprechen, über die Art, wie die Falten der Palla jetzt eben geworfen werden, zu streiten, und sich über die Farben, die für die Palla und Stola, das charakteristische Kleid der römischen Frauen — am beliebtesten waren, zu unterrichten.

Es war tief in der Nacht, und längst schon harrten die Sklaven mit Leuchten und Tragebetten vor dem säulengetragenen Vestibulum, als endlich die Frauen sich erhoben und von Agrippina bis ins Atrium begleitet wurden, wo sich die Hausfrau, wie die Höflichkeit verlangte, von jeder einzelnen der Geladenen mit einem Kusse verabschiedete.

Vom Atrium eilte Agrippina mit flüchtigen Schritten, wie einer lästigen Pflicht entledigt, nach dem Innern des Hauses, bis sie in das Gemach gelangte, wo ihre Kinder unter der Hut der wachsamten Wärterin schliefen. Agrippina küßte die schlafenden Kleinen mit den leise geflüsterten Worten: „Wie ist mir dieser Tag lang geworden ohne euren Anblick! Wie viel lieber hätte sich mein Ohr an euren muntern Stimmen ergötzt, statt geduldig dem sinnlosen Geplauder zu lauschen über Dinge, die mir gleichgültig sind!“

Dann befragte sie die Wärterin eingehend, wie die Kinder den Tag zugebracht haben. Agrippina, die Kaisersenkelin, war noch eine Römerin im Sinne der alten Republik, die ihren Kindern und ihrem Gemahle lebte und in den Räumen ihres Hauses ihr Glück fand, während die meisten der damaligen römischen Frauen ihre Zeit mit Putz und Vergnügungen ausfüllten und die Erziehung der Kinder den Sklaven überließen.

Nach dem Abschiede von Agrippina standen die Frauen noch lange in lebhaftem Gespräche im hell erleuchteten Vestibulum, um erst noch ihre Gedanken auszutauschen, ehe sie sich trennten. „Wie Agrippina heute zuvorkommend war — und wie mitteilend, sie, die sonst so stolz Zurückhaltende!“ fing Frau Calpurnia an.

„Ja, sie war leutselig gestimmt,“ fügte Frau Marcella hinzu; „sie träumt offenbar schon vom künftigen Triumphzug, an dem sie mit ihren Kindern im goldenen Wagen neben dem gekrönten Gemahle durch Rom fahren wird.“

„Deshalb also,“ meinte Martia, eine noch jugendliche Frau, die täglich mehrere Stunden für den künstlichen Aufbau der in Locken und Flechten getheilten Haare und den Faltenwurf der palla verwendete, „hat sich Agrippina so angelegentlich über die neuesten römischen Moden erkundigt? Sie war sonst lächerlich nachlässig in dieser Beziehung. Sollte man glauben, daß sie stets noch das Haar in der Weise aufbindet, wie es zur Zeit ihrer Abreise von Rom vor sechs Jahren üblich war, während wir doch alle Jahre Nachricht über den Wechsel der Moden aus Rom bekommen? Ich bezweifle auch völlig, ob sie recht hat, wenn sie die pfirsichfarbene palla für die jetzt beliebteste erklärt, ich bin überzeugt, daß eine granatfarbene viel schmucker sich ausnimmt.“

„Ich bin ganz deiner Meinung, edle Martia,“ versicherte Frau Portia. „Das beste an diesem germanischen Heereszug ist denn doch, daß wir nach vollendetem Siege nach Rom zurückkehren dürfen, wo unsere Männer ihren redlichen Anteil am Triumphzuge beanspruchen können. Tiberius wird in diesem Falle nicht karg sein und prächtige Fechterspiele geben, wir aber werden in der ersten Reihe der Arena unsere Siege haben. Ich hoffe, daß bis dahin ein Schiff mit neuen Löwen aus Afrika ankommen wird, denn nichts ist prächtiger im Cirkus anzusehen als eine Löwenjagd. Die Brut der Tiere, die man zuvor hungern läßt, ist dann unbeschreiblich, und sind die Gladiatoren nicht sehr geübt, so dauert das Spiel nur zu kurz, sie werden sogleich zerrissen.“

„So ist's,“ stimmte Frau Livia bei. „Denkst du nicht, edle Portia, man könnte die deutschen Gefangenen statt der Gladiatoren verwenden? Die hochragenden Gestalten, eine Bärenhaut oder ein Wolfsfell auf dem Rücken, die gewaltige Brust und die Arme nackt, müßten sich den mächtigen Löwen Afrikas gegenüber gar stattlich darstellen.“

„Ich hoffe überhaupt, man wird viele Gefangene machen,“ fügte Frau Flavia hinzu; „ich wünschte mir einige junge Germanensklaven, ist es doch jetzt guter Ton in Rom, solche zu besitzen.“

In dieser Weise spann sich das Gespräch fort, bis endlich die Frauen in die duftige deutsche Sommernacht hinaustraten, sich unter Händedrücken verabschiedeten und ihre Tragbetten bestiegen. Länger jedoch, bis die Mondesfichel erlosch und das Morgenrot über den Wäldern erglühete, blieben die Heerführer mit dem Cäsar beisammen, der den Feldzugsplan mit ihnen besprach, welcher blutigen Mord, Brand und Verheerung in die deutschen Lande tragen sollte, um den Römern die Oberherrschaft über die unbeugsamen Germanen wieder zu gewinnen.

2.

Frodo und Bertila.

Dort, wo Hercynia klare Quellen
In fette Fluren ausgesandt,
Daß rings die goldnen Saaten schwellen,
Dort ist das schöne, deutsche Land.

Da wohnen Männer, stark wie Eisen,
Das ihrer Berge Busen nährt;
Da blühen still in schönen Kreisen
Die Frauen, hold und ehrenwert.

Da wohnt die Kraft, da wohnt die Milde,
Da herrscht die Sitte rein und echt,
Da gilt, da schirmt mit eh'nem Schilde
Der guten Väter altes Recht.

Am Ufer der Ems, die aus Quellen vom Teutoburger Walde gespeist wird, stand ein einsames Haus, aus behauenen Balken aufgeführt, deren Zwischenräume mit Lehm und Kalk, vermischt mit zerhacktem Berg und Stroh, ausgefüllt waren. Das Haus war nur einstöckig, aber es streckte sich behaglich in der Breite aus. Die weißbestrichenen Außenwände hoben sich freundlich von dem rothbemalten Gebälke ab. Daran stießen lang hingestreckt die Ställe und der Schuppen, worin die Vorräte von Heu und Getreide aufbewahrt wurden. Eine Thüre des Hauses führte in den Hof, eine zweite in den mit Salat, Rettichen, Rüben und Kohlgewächsen bepflanzten Garten; beide waren zum Schutz gegen das Weidvieh wie gegen das Wild von einem Zaun umgeben.

In sanftem Bogen spülte der Fluß an der Niederlassung vorüber; längs des Thales zogen sich grüne Weideplätze und golden reifende Fruchtfelder dahin; die zu beiden Seiten sanft ansteigenden Hügel waren von dichtem Walde bewachsen. Zwei Kühe und vier Kinder grasten bedächtig auf der Weide, einige Schafe suchten sich die würzigeren Bergkräuter der ansteigenden Hügel, weiter oben grunzten zwei Schweine mit ihren Jungen, die in der Eichelmast sich gütlich thaten; von dem Flusse her schnatterte die Gänseherde. Ein Roß, den Stolz der germanischen Mannen, besaß der cheruskische Friling nicht, der dort in der Krümmung des Thales sich das Haus erbaut hatte; er hoffte aber, wenn seine übrige Herde sich vermehrte, gegen einzelne Stücke derselben sich ein junges Füllen zu erwerben.

Ein Festmahl wurde in dem einsamen Hause vorbereitet. Frodo, der junge cheruskische Mann, hatte dies Gehöfte vom Vater ererbt, der mit zwei älteren Söhnen in der Römerschlacht im Teutoburger Walde gefallen war; ein dritter Bruder war vier Jahre später, als Germanicus in die cheruskischen Gaue einfiel, dem Römerschwert erlegen. So blieb bei Ganna, der verwitweten Mutter, nur

der vierte, jüngste Sohn Frodo zurück. Drei Töchter waren schon verheiratet und hatten seit Jahren das Vaterhaus verlassen. Der alternden Frau wurde es im Laufe der Zeit zu viel, den Haushalt zu überschauen, sie riet daher dem Sohne, ein Weib zu suchen, das er als Hauswirtin heimführen möge.

Frodo aber hatte einen Freund, der ihm teuer war wie ein Bruder, Thilo, den Sohn des Schmiedes, der im unfernen Dorfe angesiedelt war. Als Knabe schon war Frodo seinem Vater gerne nach der Schmiede gefolgt, wenn dieser an Pflugschar, Sichel oder Sense, an Beil oder Axt etwas auszubessern hatte. Mit größter Aufmerksamkeit hatte der Knabe zugehört, wie die Funken sprühten und das glühende Eisen unter den Schlägen des gewaltigen Hammers sich dehnte und formen ließ, als wäre es eine weiche Masse. Den Schmied betrachtete er mit scheuer Bewunderung; es schien ihm derselbe seiner Kunstfertigkeit wegen ein höherer Mensch zu sein, der die andern an Verstand, wie an Kraft und Geschicklichkeit überrage.

Thilo, des Schmiedes erstes Söhnlein, pflegte in der Schmiede zu spielen, wo er sich von einem Steine, einem gabelförmigen Holze und einem alten, abgesprungenen Eisen Ambos, Zange und Hammer zurechtgemacht hatte, auf denen er des Vaters Thun nachahmte. Die Knaben näherten sich einander und spielten stundenlang zusammen. Bald fand Thilo auch den Weg zum einsamen Gehöfte an der Ems, um dort den Gespielen zu besuchen; wie Frodo am Sprühen der Funken in der Schmiede, so freute sich Thilo an der plätschernden Flut; er leistete Frodo Gesellschaft, der die kleine Herde des Vaters zu hüten hatte, und half ihm des Abends, sie in die schützende Umzäunung zu treiben. Der dritte im Bunde war dann Kero, der Hund, welcher indessen treue Hut übte, während die Knaben um die Wette kletterten, mit kleinen Spießen nach Baumstämmen warfen oder sich im Ringkampfe übten.

Die Knaben wuchsen zu Jünglingen heran, und an demselben Gantage wurden die beiden vor den Augen der Gemeinde von den Vätern mit Waffen bekleidet. Thilo durfte nun die hochgeschätzte Kunst seines Vaters erlernen; Frodo übte sich, Pflug und Egge zu führen, die Schafe zu scheren, Sense und Sichel zu handhaben; aber zur Abendstunde fanden sie sich zusammen; zur Herbst- und Winterzeit, wo die Feldarbeit ruhte und die Hammerschläge auf dem Ambos seltener tönten, waren sie Gefährten auf der Jagd, die der freien Germanen größte Freude war, wenn schon der gemeine Mann nicht so hingebend ihr obliegen konnte wie der reiche Edeling und der herdenreiche Freie, der die Feldarbeit seinen leibeigenen Knechten, Kriegsgefangenen und deren Nachkommen, überließ.

Auf einer Jagd, wo Frodo den gewaltigen Auerochsen in dem Augenblicke

erlegte, als er Thilo niederrennen wollte, dessen Wurffspieß ihn verfehlt hatte, schwuren sie den Freundschaftsbund bei den unsichtbaren Göttern. Jeder rißte sich den Arm auf, und die blutigen Messer wurden nebeneinander tief in den Stamm einer Eiche gestoßen, damit das Blut sich dem Saft des Baumes vermische. Ein so beschworener Bund wurde heilig gehalten wie Blutsverwandtschaft.

Als sie das dreißigste Mal die Sonnenwende erlebt hatten, galten die Jünglinge als Männer und traten abermals vor die Gaugemeinde, um Recht und Stimme in den Reihen der Männer anzusprechen. Es war fünf Jahre nach der Schlacht im Teutoburger Walde, in der Frodo den Vater, ein Jahr nach dem Einfall des Germanikus, bei dem er den letzten Bruder verloren hatte. Während sie nun von den Gaueichen zum stillen Gehöfte heimkehrten, bat er Thilo, bei seinem Vater um die freundliche Vertila, seine Schwester, für ihn anzufragen, und mit Freuden sagte Thilo zu.

Der Schmied ließ den Sohn nicht vergebens für den Freund bitten. Zwar war er ein angesehenener Mann in der Gaugemeinde, hochgeschätzt wegen seiner Kunst und reich an Besitz; er nannte eine stattliche Herde sein eigen und gebot über zwei anererbte Knechte, die ihm sein Feld bebauten. Frodos Erbteil dagegen war klein; sein Vater hatte ehemals einen Knecht besessen, den Enkel eines kriegsgefangenen Galliers, der, auf dem Gehöfte aufgewachsen, treu und ergeben war, denn er kannte keine andere Heimat mehr. Jetzt war er gestorben, ohne einen Sohn zu hinterlassen, und Frodo hatte keinen anderen Gehilfen mehr als seinen Hund, einen Nachkommen des alten Kero, der, wie dieser, die Herde bewachte und den Wolf abwehrte.

Aber Thilos Vater wußte auch, daß Frodo ein tüchtiger Mann sei, weder dem Spiele noch dem Trunke ergeben, den Erbfehlern der sonst so wackeren germanischen Mannen, darum verlobte er ihm die Tochter feierlich im göttergeweihten Eichenhain, und Frodo führte Vertila als sein Weib in sein einsames Gehöfte an der Ems.

Ein Jahr war seitdem verflossen, und Vertila war heimisch geworden im Hause des Gatten, sie waltete emsig am Herde, am Webstuhl und im Garten; die alte Mutter Ganna aber saß ruhend in ihrem von des Sohnes Händen geschnittenen Stuhle, winters am Herdfeuer und sommers unter den Linden, die das Haus beschatteten. Frodo bestellte das Feld. Zur Herbst- und Winterzeit aber, wenn die Feldarbeit ruhte, zog Frodo mit Messer und Wurffspieß in den Wald, um der Jagd zu pflegen, von Thilo, seinem Schwager, begleitet, oder er schaute nach den Rindern, den Schafen und dem Borstenvieh, denn das einsame Gehöft war zu weit vom Dorfe entlegen, als daß der Gemeindegirte die Tiere hätte unter seine Hut nehmen können.

Seit wenig Wochen ruhte ein kleiner schlummernder Knabe in der Korbwiege, die der Vater aus Weiden geflochten und an der Decke aufgehängt hatte, wo ein leichter Stoß im Vorbeigehen sie in sanftschaukelnde Bewegung versetzte. Dies frohe Ereignis hatte Frodo Bertilas Vater und Brüdern kundgethan und sie samt den Männern seiner eigenen Schwestern zu Gast geladen auf den Tag, da der Mond sich das nächste Mal fülle. Tags zuvor hatte er eines der Schweine geschlachtet. Bertila hing einen Teil des Fleisches in Rauch, bereitete den andern zum Braten vor, rührte frische Butter aus und buk schmackhafte Brotkuchen mit Zusatz von Milch, Butter und würzigen Kräutern. Von selbstgebrautem Bier und starkgegořenem, aus rauhen Äpfeln mit Zusatz von Honig bereitetem Met war genügender Vorrat im Keller auf der Winterseite des Hauses.

Als am Morgen des festlichen Tages der erste Strahl der aufgehenden Sonne durch die kleine, stets offene Fensterlücke der Kammer fiel, erhob sich Bertila, schüttelte das Stroh in der einfach gezimmerten Bettstatt und breitete das grobe, aber reine Leinen darüber, wozu sie den Flachs selbst gebaut, gesponnen und gewoben hatte, schüttelte auch den mit den Federn der eigenen Gänseherde vollgestopften Pfuhl und breitete die Decke, einen Wolfspelz, darüber. Leise verließ sie die Kammer, um das Kind und Frodo nicht zu wecken, der vorigen Tages die doppelte Feldarbeit geleistet hatte, um einige Tage der festlichen Freude widmen zu können.

Zuerst eilte sie flüchtigen Fußes zum Flusse, sich im kühlen Bade zu erfrischen und zu stärken, dann kehrte sie ins Haus zurück, fachte die in der Asche wohlverwahrte Herdglut an und bereitete das Frühstück, einen kräftigen Brei aus Milch und geröstetem Mehle, wozu sie kaltes Fleisch und Brot samt einem Krug schäumenden Bieres aufstellte, denn auch Frodo war erwacht und zum Flusse gegangen, von wo er jetzt wieder zurückkehrte; nur die alte Mutter schlief noch und das Kind, in der Korbwiege, die für die Nacht in die Kammer gestellt ward.

Frodo setzte sich zum Tische, Bertila saß ihm gegenüber, und beide labten sich am kräftigen Frühstück, der Hauptmahlzeit der Germanen.

Darauf kleidete sich Frodo für den Gantag an, indem er über das nur bis zum Knie reichende Gewand von starker, ungebleichter Leinwand ein Lederwams ohne Ärmel anzog, denn die nervigen Arme und Beine trugen die Söhne Teuts unbekleidet. Über die Schulter warf er als Schutz wider Regen und Sonne einen kurzen Mantel von grobem, rotgefärbtem Wollenzeug, den Bertila gewoben und gefärbt hatte, denn zum Wolfspelz, den er winters trug, waren Tage und Nächte jetzt zu warm. Zuletzt nahm er seine Waffen von den Wänden; ein Schwert, ihm vom Vater vererbt, hing er an ledernem Gurt über die Schulter, die Framea, den deutschen Wurfspeer, der den Römern so viel Schrecken

einflößte, nahm er in die Hand. Ging's auch nur zum friedlichen Gantage, so wollte der freie Mann doch nicht ohne die Waffen erscheinen, die sein Schmuck und sein Stolz waren, ihn vom kriegsgefangenen oder auch in Leibeigenschaft geborenen Knechte unterschieden und den arbeitenden Friling dem reichen, nur Jagd und Krieg übenden Edeling gleichstellten.

Bertila bot ihm noch die Ledertasche, die sie mit Rauchfleisch, Brot und einem Metzfrug bepackt hatte, dann reichte er ihr die Hand zum Abschied. „Bis die Sonne niedergeht, wird der Gantag währen,“ sprach er; „uns wird der Mond leuchten zur Heimkehr, halte das Mahl und die Lagerstätten bereit!“

„Es wird alles bereit sein, zu welcher Stunde ihr kommen mögt; aber, Frodo, schaue erst noch einmal auf deinen Knaben!“ sagte Bertila, holte mit Mutterstolz den Kleinen aus der Kammer und reichte ihn dem Manne dar. Das Kind erwachte darüber und schaute mit hellen Augen zu dem Vater auf, der es küßte, dann der Mutter zurückgab und hinwegeilte, denn bis zu der eichenbewachsenen Heide, wo sommers die Gaugemeinde gehalten wurde, hatte er weiten Weg zurückzulegen.

Das Kind im Arme trat Bertila auf die Schwelle des Hauses und schaute sinnend dem mit raschen Schritten Abgehenden nach. Wie mannhaft und stark war er zu schauen mit dem breiten Bau der Schultern, der gewaltigen Brust, dem frei emporgerichteten, mit krausen Haaren bedeckten Haupte! welche Kraft in den nackten, nervigen Armen und Beinen!

Sie wollte sich des mannhaften Gatten freuen, aber eine plötzliche Angst legte sich schwer auf sie, als sie Frodos Gestalt in dem Schatten des langsam ansteigenden Waldes verschwinden sah. Während sie gesenkten Hauptes da stand, fragte eine milde Stimme hinter ihr: „Warum so traurig, meine Tochter? Ist nicht ein Freudentag heute für dich, für Frodo und mich, die alternde Mutter, die dem Gatten und drei Söhnen ins Grab schauen mußte und sich heute doch verjüngt, da sie den Sohn des Sohnes im Arm halten darf?“ Es war die alte Ganna, die erwacht war und aus ihrem Kämmerlein ins Herdgeläß kam.

„Ja, Mutter, ich bin ein thörichtes Weib,“ sagte Bertila, sich umwendend, „geht ja Frodo doch nur zum friedlichen Gantage und bringt mir von dort den Vater, die Brüder und die Schwäger als festliche Gäste ins Haus. Es muß wohl die Freude und Erwartung nur sein, die mich bedrückt hat.“

Sie herzte das Kind aufs neue und reichte ihm seine Nahrung; die alte Mutter Ganna aber nahm etwas wenigens zum Frühstück, denn ihr dahinschwindendes Alter bedurfte nicht mehr voller Nahrung, wie die lebenskräftige Jugend. Darauf legte die junge Mutter den Knaben wieder in die Korbwiege und hing diese am gewohnten Plage auf; die alte Frau Ganna aber setzte sich daneben

und schaukelte das Kind. Vertila ging, um die beiden Kühe zu melken und samt den Schafen auf die Weide zu entlassen, die Gänse an den Fluß und das Mutterschwein auf die Eichelmast zu treiben, unweit des Hauses, wo sie es hören konnte, wenn der Hund, der wachsame Hüter, ein Zeichen gab, daß Gefahr drohe.

Dann kehrte sie den aus Lehm festgestampften Boden rein, bestreute ihn mit frischem Sand und jung grünen Tannensprossen, scheuerte den Tisch aus Tannenholz, der dem Herde gegenüber die zweite Hauptwand des wohnlichen Raumes einnahm, und stellte buntbemalte irdene Teller auf, daneben sauber aus dem feinen Holze des Ebenbaumes geschnittene Becher und die beiden Hörner des Auerochsen, den Frodo als Jüngling erlegt und die Vertilas Bruder, der geschickte Schmied Thilo, ihm in Bronze gefaßt hatte.

Als die Sonne sich zu neigen begann, schürte sie die Herdflamme zu heller Lohe an, setzte den Schinken und die Würste in Töpfe, ein Lamm und ein junges Tier von der schnatternden Brut am Flusse auf Spieße an Feuer und warf grüne Wachholderzweige auf die Glut, die den Raum mit Wohlgeruch füllten. Auch die kleine Herde trieb sie mit Keros Hilfe heim in die Umzäunung neben dem Hause, denn des Sommers übernachteten die Tiere im Freien. Zuletzt schmückte sie sich selbst zum Feste, indem sie die langen blonden Haare frisch aufband und mit blauem Wollbande durchflocht, dann das Festkleid von neuem Binnenzeug anlegte, dem sie mit im Walde wachsenden Färbekräutern eine freundlich blaue Farbe gegeben hatte.

Darüber war die Sonne verschwunden. Raum fiel noch ein blasser Streifen von Tageslicht durch die Fensterlücke dem Herde gegenüber, die zugleich dem Rauch Abzug gab; die Herdflamme warf ihren rötlichen Schein heller durch den dunkelnden Raum und spiegelte sich an dem blanken Haus- und Feldgeräthe, das an den Wänden hing.

Jetzt fing der Hund an heftig und anhaltend zu bellen. „Sollten sie schon kommen?“ fragte Vertila, zu Ganna gewandt. Doch die alte Frau war im Stuhle eingeschlafen; auch das Kind schlummerte wieder. Vertila trat vor die Thüre, um zu schauen, was die Unruhe Keros bedeute, und ob der Mond noch nicht aufgegangen sei, den Männern auf dem Wege zu leuchten. Wie freute sie sich auf sie alle, auf den Vater besonders und auf ihren Lieblingsbruder Thilo, den Schmied!

Während sie ausschaute, sah sie einen roten Schein von der Höhe her gegen Abend aufleuchten. Es war nicht der aufgehende Mond, denn dieser mußte in der entgegengesetzten Richtung sich zeigen, nein, es war Feuer, mit Absicht auf der Höhe angezündet, von wo es weit ins Land schauen mußte. Was bedeutete das?

Horch! der Hufschlag eines Rosses schallte durch das einsame Thal. Ein

Reiter sprengte des Weges daher. Als er dem Hause gegenüber war, trat ihm Vertila in den Weg mit dem Rufe: „Bei dem Haupte deiner Mutter und dem Leben deiner Kinder beschwöre ich dich, halte an und gieb mir Bescheid, wohin du reitest und was das Flammenzeichen dort auf der Höhe bedeutet!“

Einen Augenblick hielt der Reiter sein Roß an und antwortete, atemlos vom schnellen Ritte: „Als des Herzogs Bote rufe ich alle Mannen zur Wehr — die Römer stehen im Lande mit ihrem Feldherrn Germanikus! Das künden die flackernden Feuer von Berg zu Berg.“

„Die Römer im Lande? und von den Männern ist keiner zu Hause, sie alle sind heute zum Gantag unter die Eichen gegangen!“ gab Vertila zurück.

„Von den Gaueichen komme ich her,“ versetzte der Reiter. „Der Mannen und Jünglinge keiner kehrt zurück zu seinem Hause; sie alle sind unterwegs zum Hofe des Herzogs. Verziehe auch du keine Nacht mehr im Hause, junges Weib! die römischen Wölfe sind behend. Fahre wohl — ich reite weiter, alle Mannen zur Wehr zu rufen im nächsten Gau.“ Er sprengte weiter, das nächtliche, dunkelnde Thal entlang.

Eine kleine Weile stand Vertila stumm, wie angewurzelt, die Augen auf das ferne Feuer geheftet, das heller emporzulodern schien, je mehr die Nacht sich herabsenkte. Bald aber riß sie sich los und eilte raschen Schrittes ins Haus zurück, wo die alte Mutter Ganna bei ihrem Eintritt vom Schlummer auffuhr mit den Worten: „Hörte ich nicht eines Reiters Hufschlag? was will er im Thale der Ems?“

„Alle Mannen ruft er zur Wehr,“ antwortete Vertila; „die Römer sind im Lande.“

„Die römischen Wölfe?“ rief die alte Frau mit einem so schrillen Weheruf aus, daß der Säugling in der Wiege erwachte. Doch weder die junge Mutter, noch die alte zärtliche Ahne achtete jetzt auf sein Schreien.

„Die römischen Wölfe!“ wiederholte Ganna; „dreimal schon habe ich diesen Ruf gehört — ihre Schwerter haben das Blut meines Gatten und meiner Söhne getrunken! Was thaten wir ihnen zuleide? Haben unsere Männer sie bis jenseits des Rheines verfolgt? ihre Städte und Burgen gebrochen, wie sie vermocht hätten? Frieden haben wir ihnen gelassen, Frieden nur begehrt und Freiheit für uns, denn nicht zu Roms Knechten hat Wodan Teuts Söhne ins Leben gerufen. Darum mögest du sie verderben, du Allgerechter, Allmächtiger, Allweiser, der du den Donner sendest und die Schlachten lenkst!“

Sie streckte die mageren Arme wie beschwörend nach dem Himmel aus; die grauen, sonst von schwarzem Bande festgehaltenen Haare hatten sich in der heftigen Bewegung gelöst und flatterten wild um das bleiche Gesicht, die Augen

glühten und schauten mit abwesendem Blick in weite Ferne. „Ja, ich schaue es,“ fuhr sie fort, „du wirst sie verderben, Allvater! — ha, wie es tobt und zischt und braust in den Lüften um sie! — Und er, der stolze Cäsar, der sie führt, der unsere Söhne mordet, um sich und die Seinen zu Göttern auf Erden zu erheben — er stirbt elender als sie alle, nicht auf freiem Schlachtfelde mit ruhmvoller Wunde in der Brust — nein, ferne krümmt er sich vor Qual und schmachtet hin auf schmerzvollem Totenlager!“

Tiefatmend sank jetzt die alte Frau in ihren Stuhl zurück und schloß erschöpft die Augen.

Bertila wagte nicht sie anzureden. Mit Schauer hatte sie die Worte gehört; denn Frau Ganna stand in dem Rufe, daß sie die Gabe des ahnenden Fernblicks habe, wie er zuweilen germanischen Frauen innewohnte.

Plötzlich schlug die Greisin die Augen wieder auf und fragte in veränderter, natürlicher Stimme: „Wo ist Frodo, mein Sohn?“

„Er zieht den Römern entgegen mit unsern Männern allen. Bei den Gau-eichen hat sie der Herzogsbote getroffen, und Männer und Jünglinge sind dem Rufe gefolgt.“

„Was weißt du dann noch hier, junges Weib?“ fragte Ganna; „dreimal bin ich dem Gatten und den Söhnen gefolgt aufs blutige Wahlfeld, — in meinen Armen ist jeder von ihnen gestorben, meine Hand hat ihre lechzenden Lippen noch gelabt, ihnen dann die Augen zum Schlummer zugeedrückt und das letzte Bette gegraben — — tief, tief, daß kein räuberisch Tier die Gebeine entweiche.“

„Mutter,“ rief Bertila, „wird mir Frodo nicht zürnen, wenn ich dich verlasse, einsam, ohne Schutz und Pflege? Habe ich nicht bei den Göttern gelobt, dir eine Tochter zu sein?“

„Gehe dennoch, Bertila!“ sprach die Greisin milder; „sage Frodo, ich habe dich's geheißsen. Kann ich dem Sohne nicht mehr selbst folgen wie einst seinem Vater und seinen Brüdern, so soll er darum doch nicht hilflos an seinen Wunden verbluten. Folge du, sein Weib, ihm nach in den Kampf und Sorge nicht um mich! die hohen Himmlischen, die bisher mein Leben gefristet, sind meine Hüter, und wenn sie mich hinwegnehmen in die Nacht — so tröste du meinen Sohn ob dem Tode seiner Mutter!“

Bertila widersprach nicht länger; zog ja doch ihr eigenes Herz sie, dem Gatten zu folgen, wie die germanischen Frauen zu thun pflegten, um ihm Speise und Trank nachzubringen, ihn zu verbinden und zu pflegen, wenn er verwundet aus den Reihen der Kämpfer sich schleppte. Mit rascher Besonnenheit packte sie Rauchfleisch und Brot in ein Säckchen und hing sich dies über die Schulter; dazu fügte die alte Ganna den Wundbalsam, den sie aus Kräutern des Waldes bereitet hatte.

Zuletzt reichte Vertila noch dem Säugling seine Nahrung, wickelte ihn sorgsam in Tücher und umgab sie mit einer Schlinge, um ihn ohne Beschwer zu tragen; darauf erquidte sie sich selbst, dem Räte der erfahrenen Alten gehorchend, mit einem Trunke erst am Abend gemolkener Milch und reichte der alten Mutter zum Abschied die Hand.

„Die Himmlischen begleiten dich, meine Tochter, fürchte nichts! ...“ sprach die Greisin, ihre Stirn küssend. „Segen über dich, Sohn meines Sohnes!“ fuhr sie fort und küßte auch den Enkel; „und nun beginne deine Wanderung, meine Tochter!“

Bertila schritt über die Schwelle des Hauses, worin sie ein Jahr lang als glückliches Weib geschaltet hatte. Durfte sie wieder heimkehren oder nicht? Sie übergab dies vertrauend dem hehren Walten der göttlichen Macht, die von den Germanen ehrfurchtsvoll geahnt und fromm geglaubt wurde. Als sie am Zaune vorüberging, winselte Kero, der treue Hund, als verstehe er, was sie vorhabe; sie rief ihm ein freundliches Abschiedswort zu. Dann schritt sie, das schlummernde Kind an sich drückend, den Speer in der Hand, der ihr als Stab und als Waffe wider die Tiere des Waldes dienen mußte, im Gürtel ein Messer, rasch und furchtlos vorwärts auf dem nächtlichen Pfade.

Unermüdet wanderte Bertila die ganze Nacht durch Wald und Heide dahin. Erst gegen Morgen, als schon die Vögel erwachten, pflog sie einige Stunden der Ruhe unter dem schützenden Laubdach einer weitästigen Buche. Die Strahlen der aufgehenden Sonne, die durch das Waldbesbüster fielen, weckten sie wieder. Sie stärkte sich durch ein Frühstück von Rauchfleisch und Brot, badete sich Haupt und Füße in dem vorüberfließenden Waldbach, reichte auch dem weinenden Kinde seine Nahrung und trat ihren Weg durch Wald und Heide wieder an. Mit dem sinkenden Abend langte sie beim Gehöfte Herzog Hermanns, des Cheruskers, am Weserufer an, wo die Wehrmannen sich gesammelt hatten. Schon waren diese von dort weiter gegen den Feind vorgerückt; Bertila erhielt Kunde über die Richtung, die sie eingeschlagen hatten, und ihre Wanderung war nun nicht mehr eine einsame, da alte und junge Frauen aus fernen und nahen Gauen denselben Weg verfolgten, um ihren Vätern, Männern oder Söhnen beim todbringenden Kampfe nahe zu sein.

Ehe die Sonne wieder sank, holten sie die Wehrmannen ein, die am Weserufer standen, nur durch den Fluß von den Römern getrennt. Diese hatten ihnen gegenüber ein festes Lager aufgeschlagen und bauten jetzt eifrig an einer Brücke, die ihre Legionen über den Fluß tragen sollte.

Bertila gab der Ermüdung nach zweitägiger Wanderung nicht nach, bis sie ihren Gatten in den Reihen der Mannen aufgefunden hatte. Freudig hieß Frodo

sie willkommen, und als Vertila ihm berichtete, wie Mutter Ganna sie selbst aufgefordert habe, ihm zu folgen, sprach er zustimmend: „Die Mutter steht im Schutz der allwaltenden Götter; du thatest recht, daß du ihren Worten gehorchtest, Vertila.“ Auf dem Moosgrund sitzend labten sie sich gemeinschaftlich an den Vorräten, die Vertila mitgebracht hatte. Dann führte Frodo sie auf eine Anhöhe am Flußufer, von wo sie das Römerlager überschauen konnte, und erklärte ihr, was die Zelte, Standarten und Feldzeichen bedeuten. „Schau diese Adler! jeder Legion der Römer wird einer vorgetragen. Zwei derselben haben wir im Teutoburger Walde erbeutet. Sie sind den Göttern geweiht und in den heiligen Hainen aufbewahrt,“ sprach Frodo, auf die goldenen Adler weisend, die inmitten und im Umkreis des Lagers hoch über den Zelten aufgepflanzt waren. Sie glänzten hell im Strahle der sinkenden Sonne.

Bertila schaute hinüber und rief erschreckt aus: „Acht Adler zähle ich dort! drei Legionen nur hatte Varus im Teutoburger Walde. Jetzt aber habt ihr deren acht wider euch?“

„Fürchte nichts!“ antwortete Frodo mit funkelndem Blicke; „als Hermann uns aufrief zum Kampfe wider die drei Legionen des Varus, waren die deutschen Stämme uneinig, ja viele unter uns waren verweichlicht durch der Römer Sitten. Nun sind wir einig, sind in der strengen Sitte der Väter gekräftigt, — fürchte nichts, Bertila, acht Legionen schrecken uns nicht!“

Hochatmend hielt Frodo inne; demütig schmiegte sich Bertila dem starken Manne an die Seite, hob ihm das Kind entgegen und sprach: „Ihr werdet die Römer zurückwerfen, sind sie auch acht Legionen stark; für den heimischen Herd kämpft ihr, für eure Mütter, eure Frauen, für eure Kinder und das Land eurer Väter!“

Frodo hob das Haupt mit leuchtendem Blicke empor und schüttelte kampfmütig den Speer in der Hand, dann führte er Bertila sorgsam zurück unter die Eichen, die das Hüggelland beschatteten; dort nahm sie Nachtlager unter den Frauen, die ringsum aus den Cherusker-, Chatten- und Marsenstämmen ihren Männern nachgeeilt waren. Frodo aber eilte, nachdem er noch den kleinen Sohn ans Herz gedrückt hatte, zurück und reihte sich unter die Wehrmänner, die längs des Flusses gelagert waren.

3.

Hermann und Flavius.

Sein Bruder, von der Väter Art
Abweichend, ringt nach Römerlohn,
Im schönsten Herzen war gepaart
Die Sucht nach falschem Ruhm und Gold.

Der Strom floß zwischen den beiden Heeren dahin, die mit dem sinkenden Abende angelangt waren. Auf dem rechten Ufer ritt Herzog Hermann zwischen seinen Scharen auf und ab, sie zum bevorstehenden Kampf aufzumuntern. Im Kreise um die Wachtfeuer lagerten sich die Wehrmannschaften, auch Emiko, jetzt junger Hausvater im Gehöfte, das der Vater ihm übergeben hatte, der treueste Mann Hermanns, legte sich inmitten der Mannen seines Gaues nieder, während der alte Etticho, noch in grauen Haaren von feurigem Jugendmuth befeelt, das Stromufer entlangritt, um nach dem römischen Heere zu schauen, in dem er selbst in jungen Jahren gedient hatte. Plötzlich sprengte er auf seinen Sohn zu mit dem Rufe: „Emiko, weiß Herzog Hermann, daß sein Bruder dort unter den Legionen steht?“

Der Jüngling fuhr empor. „Hermanns Bruder, der zu Rom zurückblieb, wäre hier? er stünde in Waffen wider das Land seiner Väter? haben deine Augen dich nicht getäuscht, Vater?“

„Meine Augen blicken heute noch so scharf, wie die deinen,“ versetzte der alte Edeling; „und Siegmars Sohn, den die Römer Flavius, den Goldkopf, nennen, habe ich einst aufwachsen sehen. Er ist hier, sage ich dir — gehe hin und melde es Hermann!“

Emiko zögerte nicht; bald hatte er den Herzog eingeholt und theilte ihm die wichtige Nachricht mit.

Hermann war überrascht von der Kunde. Sein Bruder, von dem ihn seit Jahren nicht nur weite Landesstrecken samt der Alpen hohen Mauern schieden, der den Römern seine Treue verpfändet hatte, während Hermann dem Lande der Väter seine Jugendkraft weihte, — er sollte hier sein, sollte die Waffen wider seine Brüder, wider der Väter Land tragen? — — Sehnsucht nach dem einzigen Bruder, Erinnerungen an die gemeinsam verlebten Tage der Kindheit wachten lebendig in Hermanns Herzen auf und mit ihnen der heiße Wunsch und die Hoffnung, den entfremdeten Bruder für sich und für die Heimat neu zu gewinnen.

„Komm mit mir, Emiko, kommt alle mit mir, ihr Führer der Wehrmannschaft!“ rief er den Männern in seiner Umgebung zu. Und sofort ritt er zum

äußersten Rande des Flusses. Ihm folgten die Edeling in ungewisser Erwartung.

Jetzt stand Hermann am äußersten Rande des Flusses und winkte hinüber. Die Römer, die seine hochragende Gestalt aus so manchen Schlachten und Kämpfen kannten, traten aufmerksam herzu. Laut rief er die Frage hinüber, ob der Feldherr schon angekommen sei? Ihm wurde von den Centurionen bejahend geantwortet. Hermann ersuchte sie, dem Cäsar die Bitte zu überbringen, daß sein Bruder zur Begrüßung an den Fluß geschickt werde.

Zwei Centurionen eilten hinweg, um seinen Auftrag auszurichten. Sie kamen in Bälde zurück und verkündeten die Genehmigung des Cäsar. Ihnen folgte ein junger Mann in römischer Ritterrüstung, dem unter dem Helme blondes Haar üppig hervorquoll, während sein Antlitz von südlicher Sonne gebräunt war; daraus leuchtete ein einzelnes blaues Auge, die andere Augenhöhle starrte leer — ihr fehlte das Auge.

Erschüttert war Hermann von dem Anblick des Bruders, den er nach mehr als zehn Jahren zum erstenmal wieder sah. Die Hände nach dem andern Ufer ausstreckend rief er mit bewegter Stimme: „Ich grüße dich, mein Bruder, grüße dich von mir und von der alternden Mutter — denn unser Vater Siegmar ist hingegangen zu den Helden in Wodans Saal!“

„Sei begrüßt auch von mir, Arminius!“ antwortete Flavius mit römischer, vornehmer Gemessenheit.

Hermanns Herz aber wallte mehr und mehr über. Er winkte seinen Begleitern zu, die ihn rasch verstanden und zurücktraten, um nicht als störende Zeugen den Herzenserguß zwischen zwei Brüdern zu hemmen. Weniger rücksichtsvoll waren die römischen Centurionen, die Flavius begleitet hatten, und die Bogenschützen, die längs des Ufers als Wachen gegen die Deutschen aufgestellt waren; Hermann forderte daher mit lauter Stimme, daß sie zurücktreten, und sie wagten nicht, seinem gerechten Verlangen zu widerstreben. Nun redete Hermann seinen Bruder abermals in der vaterländischen Sprache an und fragte teilnehmend, wo er sein Auge verloren habe.

„Als Tiberius den Aufruhr in Pannonien niederzwang, traf mich ein Wurfspieß ins Auge,“ antwortete Flavius. — Es war dies dieselbe Zeit, in der Hermann im Teutoburger Walde des Varus Legionen vernichtet und Deutschland befreit hatte.

„Sage mir, Bruder,“ rief Hermann aus, „wie der hochthronende Cäsar dir solch schweren Verlust gelohnt hat!“

„Eine goldene Ehrenkette,“ pries Flavius stolz, „hing mir der Feldherr noch auf dem Schlachtfelde um. Beim Einzug in Rom trug ich einen Ehrenkranz;

hernach verlieh mir der großmütige Cäsar die Ritterwürde und erhöhte noch überdies meinen Sold. So ward mein Lohn höher als mein Verlust."

"Wahrlich, ein reicher Lohn!" spottete Hermann und brauchte jetzt römische Sprache, denn er wollte, daß die Ohren der Centurionen ihn hören; "eine Kette, ein Kranz und die Ritterwürde sollten dir das Auge ersetzen? Ja, eine Kette ziemt wohl dem Manne, der sich mit dem feilen Preis der Dienstbarkeit schmückt! Ein Knecht bist du in Rom, wirf die Kette von dir und sei ein Fürst unter freien Mannen!"

"Bethört ist dein Sinn, Arminius, darum sprichst du auch thörichte Worte," zürnte Flavius. "Kennstest und bedächtest du die Allgewalt des hochthronenden Imperators, die Größe und Macht des römischen Volkes, du würdest den Widerstand aufgeben, der zuletzt das Verderben über dich beschwört, — du würdest dich dem Cäsar unterwerfen, denn wisse, Arminius, daß der Imperator, wie er die Besiegten schwer bestraft, so denen Gnade und Güte beweist, die sich willig und ganz ihm ergeben! Auch dir, so schwer du im Aufruhr gegen Rom gefehlt hast, kann Verzeihung werden, denn selbst deinem Weibe und deinem Sohne soll das Leben erhalten bleiben, ihre Gefangenschaft eine milde, das Licht der Sonne ihnen nicht entzogen, noch verwehrt sein, sich unter freiem Himmel zu ergehen."

Wie ein Dolchstoß durchfuhr dies Wort Hermanns Herz. Schwer atmend stand er, mit der rechten Hand sich auf sein Schwert stützend, um nicht zu wanken, die Linke vor die Augen haltend, als ob das Tageslicht ihn blende. Ein Sohn war ihm von der allwaltenden, göttlichen Huld geschenkt — aber als Gefangener hatte das Kind das Licht der Welt erblicken müssen! Eine Botschaft, sonst den Vater aufs höchste beglückend, ward dem Helden und Befreier seines Vaterlandes zum Schmerz und zur Qual!

Mit gewaltsamem Entschlusse richtete er sich wieder empor. Das heiße Weh, das seine Seele erfüllte, ergoß sich in flammenden Worten gegen den Bruder, den er dem Vaterlande und sich retten wollte, nachdem Vatter und Sohn unrettbar verloren waren. "Bist du mein Bruder, bist du ein Sohn des Helden Siegmars?" rief er in den trauten Lauten der deutschen Sprache. "Hast du ganz vergessen die glücklichen Tage deiner freien Jugend, da wir als Knaben gemeinsam unter den Eichen spielend den Wurfspeer schleudern lernten? — da wir als Jünglinge der Fährte des Bären nachspürten und uns dem jungen Auerstier in den Weg stellten? Gedenkst du der Zeit, da wir heimkehrend uns mit den Jugendgefährten ums flackernde Herdfeuer scharten und von der Väter Heldenthaten sangen? wie wir in heller Sommernacht mit ihnen den Schwertertanz um die geweihten Eichen aufführten? — Kannst du den Vater vergessen, der von Wodans Saal auf dich herabsieht? Schlägt dein Herz nicht mehr für die alternde Mutter, die noch

lebt und bis heute harret auf die Rückkehr des abtrünnigen Sohnes? — Sie bittet, sie fleht, sie beschwört dich jetzt durch meinen Mund: Kehre zurück zu deinem Volke, zu den Gefährten deiner Jugend, zu den Blutsippen, zu Mutter und Bruder! — Nicht gegen die Deinen, für sie, für das Land deiner Väter erhebe du morgen die Waffen, daß dich als Führer, als Befreier des Volkes die Mutter mit Freuden begrüße, daß sie nicht in ergrauten Haaren dem Tage fluchen müsse, da sie zum erstenmal auf ihren Armen dich wiegte — den abtrünnigen Verräter seines Volkes!“

Herz und Mark durchschnitten Hermanns Worte dem Bruder, aber all die heiligen, von ihm heraufbeschworenen Erinnerungen vermochten den Sinn des längst zum Römer gewordenen Mannes nicht zur Umkehr zu wenden. Sie riefen desto mehr heißen Born in ihm wach über die Vorwürfe, die er nicht zu widerlegen vermochte.

„Mein Schwert! mein Roß!“ rief Flavus, rasend vor Wut. Einem der nächststehenden Römer das Schwert entreisend, wollte er einem andern, der eben herzugelitten kam, das Roß abnehmen, um auf dem feurigen Hengst sich in die Weser zu stürzen und zum Zweikampf mit dem Bruder aufs andere Ufer zu schwimmen. Doch der Unterfeldherr Stertinius, der soeben herzukam, hielt ihn gewaltsam zurück.

„Laß mich, o Feldherr! einen Verräter, einen Abtrünnigen wagst Arminius mich zu nennen — er, der von Rom abtrünnig ward, der den Varus verriet!“ so keuchte der Wütende dem Stertinius zu, der ihn endlich gewaltsam wegführen ließ, damit er nicht in den gewissen Tod renne.

Hermann hatte mit zürnendem Schmerz das Wüten des Bruders mit angesehen. Nun streckte auch er den Arm drohend aus und rief dem Hinweggeschleppten nach: „Morgen in der Schlacht treffen wir uns wieder, dort wird nicht mehr der Bruder dem Bruder, sondern der Herzog der Deutschen dem Römer Flavus, dem Feinde des Vaterlandes, gegenüberstehen! Kreuzest du dann dein Schwert mit dem meinen, so soll dein Blut die Schmach sühnen, die du, entarteter Sohn, dem Vater und dem Vaterlande zugefügt hast!“

Flavus' Antwort war nicht mehr zu vernehmen; auch Hermann wandte sich jetzt ab und kehrte zurück an seinen Lagerplatz unter den Eichen.

Während die Wehrmänner rings um ihn her schliefen, brachte er die Nacht wachend zu. Über ihm brauste der Nachtwind und schüttelte die Wipfel der Bäume — er hörte es nicht. Seine Seele war fern unter südlichem Himmel bei seiner gefangenen Gattin, bei dem kleinen, ihm, ehe er ihn sah, für immer verlorenen Sohne. Mit ganzem Herzen gab er sich dem Schmerze hin, der gleich den scharfen Zähnen des grimmigen Ebers in seinem Herzen wühlte.

Hast du sie gehört, o Hela,
Seine zürnende Thräne?
Hast du ihr Rufen gehört,
Hela, Vergelterin?

Niemand wagte ihm zu nahen. — Die halbnackten deutschen Männer alle, denen die Familienbande heiliger galten als den hochgebildeten Römern, fühlten und ehrten seinen Schmerz.

Als aber das erste Rot des nahenden Tages am fernen Himmel aufglühte, trat Emiko auf ihn zu. Einen Augenblick betrachtete der Jüngling mit schweigender Theilnahme das edle, schmerzdurchglühte Antlitz des Helden und Befreiers, dann redete er ihn an: „Auf, Herzog, der Morgen bricht an!“

Hermann hob das Antlitz empor; er sah den roten Schimmer am Himmel und sprang auf. Mit plötzlichem Entschlusse rang seine Seele sich los aus den glühenden Fesseln des Schmerzes. Indem sein Auge von der Höhe, auf der er gelagert war, hinschweifte über die im schimmernden Mondglanz ruhenden waldigen Thäler und Hügel, befreite er die gepresste Brust in dem Rufe: „Sei alles mir verloren, Gattin und Sohn — und mit dreifachem Wehe der Bruder! du bleibst mir, dein sei mein Leben und meine Kraft, du Land meiner Väter! — Auf dein Roß, Emiko!“ fuhr er mit plötzlich veränderter, ruhiger Stimme fort, „wecke die Wehrmannschaften! Wir rücken vor zur entscheidenden Schlacht.“

Hermann sprach: Sieg oder Tod!
Die Römer: Sieg!
Und drohend flog ihr Adler.
Sieg oder Tod! begann
Ihr Feldherr nun. Hermann schwieg.
Schlug, der Adler flatterte;
Das war der erste Tag.

Ringsum tönte der schrille Klang der germanischen Hörner durch den Wald; ihnen antwortete die Tuba der Römer mit hellem Schall.

Zu den deutschen Wehrmannschaften war die Kunde gedrungen von dem Zusammentreffen der Brüder und von der erschütternden Botschaft, die Hermann erhalten hatte. Sein Schmerz durchglühte auch sie, und Treue bis zum Tode schwuren die versammelten Scharen ihm und dem Lande der Väter.

Noch bauten die Römer an der Brücke für das Fußvolk; aber die Reiterei, vom Unterfeldherrn Stertinius befehligt, setzte über eine Furt und griff an. Stertinius theilte sie in zwei Scharen, um die Deutschen zu trennen. Mit schallendem Kampfruf stürmten diese den eisenbewehrten Gegnern entgegen. Das Wolfsfell oder den grob wollenen Mantel, den sie auf dem Marsche und über die Nachtrast

getragen hatten, warfen die kühnen Männer jetzt von den Schultern, um freier zu kämpfen; viele legten selbst das ärmelloſe Wams von Leder oder von grober Leinwand ab und ließen die friſche Waldblust um die nackte Brust ſpielen; die Rechte ſchwang die von den Römern verſpottete und doch ſo gefürchtete Framea, den hölzernen, mit einer Eiſenſpize verſehenen oder auch nur im Feuer langſam gehärteten Wurſſpeer, der von ihren rieſigen Armen ſo wuchtig geſchleudert wurde, daß er dem Getroffenen den ſicheren Tod brachte. Leicht ſchwang die linke Hand den nur aus Weiden geflochtenen oder von dünnem Holz geſchnitzten, mit Blumenwappen bemalten Schild, mit dem ſie Pfeile und Schwertthieb der Römer in raſcher, gewandter Bewegung aufzufangen wußten.

Am walbigen Hügelrande ſtanden die Frauen und ſchauten mit hochklopfenden Herzen hinab auf die Männerſchlacht. Weinend ſchmiegt ſich einige Kinder an die Mütter, vom grauen Schauspiele beängſtigt; die meiſten der Frauen hoben Hände und Arme zum Himmel, der ſommerlich blau durch das Eichengezweig ſchaute. Sie riefen Wodan an, den hehren Herrſcher des Himmels, Thonar, den Starken, der in den Lüften einherbrauſt, und Thio, den Mildeu, gnädig den Menſchen Geneigten. Sie erſuchten Schutz und Hilfe für ihre Männer, Söhne, Väter, für ihr ganzes Volk.

Plötzlich erſchallte ein Weheruf. „Sie fliehen!“ riefen einige Stimmen; „ſie fliehen vor den Römern!“

Ja, nach allen Richtungen zogen ſich die Scharen der Deutſchen zurück; triumphierend jagten ihnen die römischen Reiter nach. Bald waren ſie den Augen der nachſchauenden Frauen entſchwunden.

Bange Stunden folgten. Wehklagend harrten die einen der Frauen, ſtumm andere der Rückkehr der feindlichen Sieger; einige wanderten vorwärts, uneingedenk, daß ſie Gefahr liefen, den Römern in die Hände zu fallen; ſie wollten ihre Männer auffuchen, die jetzt verwundet oder ſterbend auf dem Schlachtfelde liegen mochten. Unter ihnen war Bertila, ihr Kind in einem Arme, im andern Frodos Mantel, den er beim Ausbruch zum Kampfe ihr zugeworfen hatte.

Jetzt ſtand die Sonne in der Mittagshöhe. Horch! welch gellendes Jubelrufen in der Ferne! Das waren Siegesruſe der germaniſchen Mannen.

Flüchtig ſprengten die römischen Reiter rückwärts dem Lager zu. Tausende lagen getödet auf dem walddunkelgrünen Blachfelde, wohin Herzog Hermann ſie durch verſtellte Flucht der Seinen gelockt hatte, wo plötzlich ſein weittönender Ruf die Wehrmannſchaften zum neuen Angriff ſammelte, der die Römer überwältigte.

Nun ſaßen die ſiegtrohen Männer der Deutſchen ruhend im nahen Eichenwalde, den der Herzog zum Lager für die Nacht beſtimmt hatte. Dem Wehr-

gotte Thonar war er geheiligt seiner prachtvollen Bäume wegen, die hochstämmig den Wald rings überragten. Darum gab er auch Schutz den deutschen Wehrmannen, ohne daß sie erst, wie die Römer, Wall und Graben um ihr Lager zu ziehen nötig hatten.

Dort trafen, als die Sonne sich zu senken begann, auch die nachwandernden Frauen ein. Frohe Grüße ertönten ringsum. Bald loderten Feuer empor, an denen die Frauen und Töchter den ruhenden Kämpfern das Mahl aus den mitgebrachten Vorräten bereiteten. Daneben wurden die Wunden ausgewaschen, mit dem aus heimischen Kräutern bereiteten Heilbalsam bestrichen und mit linder Leinwand verbunden, zuletzt Mantel oder Wolfsfell als Lager über den feuchten Moosgrund gebreitet, damit die Kämpfer im sanften Schlafe frische Kräfte sammeln könnten.

Allmählich ward's still; die Feuer verglimmten in Asche, und nur der Sternenhimmel flimmerte über dem Eichenhaine, drin Wehrmannen und Frauen sanft und ruhig wie im heimischen Hause schliefen.

4.

Idisiaviso.

Bald beugt der Deutschen freier Mut die Römer
Und würgt die Legionen zornentbrannt,
Daß Tausende entseelt daniederfinken
Vor Bodans wilden, deutschen Riesensöhnen.
Bald siegt der röm'schen Waffen Allgewalt,
Und vor des blanken Schwertes Schärfe stürzt
Germanias erprobte Mannerschar.

Während die Wehrmannen ruhten, brachten die Heerführer wachend die Nacht zu. Herzog Hermann bereitete einen nächtlichen Überfall gegen das Lager der Römer vor, deren Legionen noch am Abende den Fluß überschritten und sich dort die Nacht über verschanzt hatten. Er sammelte darum zur Mitternachtsstunde die Führer der Scharen um das Wachfeuer auf der Höhe des Hügels.

Germanikus war durch seine Späher gewarnt. Ihm schwebte des unglücklichen Varus Schicksal vor, das ihn nicht ruhen ließ. Dicht in seinen Mantel gehüllt durchschritt er das Lager und lauschte den Reden der Soldaten, die sie noch spät in den Zelten führten. Tröstlich klang ihm das Lob seiner Leutseligkeit, Kriegserfahrung und Ausdauer in die Ohren; er hörte, daß seine Römer noch unverzagt waren, daß sie gelobten, ihm am kommenden Morgen seine Feldherrnsorge im Treffen zu vergelten.

Getroster kehrte Germanikus in sein Zelt zurück, um dort den von seinen Rundschaftern angesagten Überfall zu erwarten.

Als der dritte nächtliche Wachtwechsel stattgefunden hatte, versuchten die leise angerückten Germanen das Lager zu stürmen, doch sie zogen sich wieder zurück, da sie die Römer auf der Hut und vorbereitet fanden.

Mit Tagesanbruch ließ Germanikus seine Legionen durch den Schall der Tuba wecken und sammeln. Dann ritt er die Reihen entlang und feuerte mit flammenden Worten ihren Mut an. „An euch ist es, zu zeigen,“ sprach er, „daß die Römer nicht nur auf offenem Felde zu siegen vermögen, daß ihre Wälder die germanischen Barbaren nicht immer, wie sie wähnen, vor unserem Schwerte zu schützen vermögen. Oder wollet ihr den Halbnackten weichen, die keine Sturmhauben, geschweige denn Helme und Harnische besitzen? die als Schild ein dünnes Brett und armseliges Weidengeflecht, als Waffe den hölzernen Speer, nicht einmal alle ein Schwert tragen? Sind ihre grimmen Leiber auch schrecklich anzuschauen, so vermögen sie doch mit römischer Ausdauer es nicht aufzunehmen, und bald werdet ihr sie die Flucht ergreifen sehen ohne Scheu vor der Schande.“

Mit düsterem Schweigen vernahmen die Römer diese Worte. Aus den finstern Mienen sprach deutlich genug der Zweifel, den sie in die Worte des Feldherrn setzten. Sie hatten die Deutschen in den Kriegen seit Jahren anders kennen gelernt, als der Cäsar sie schilderte.

Da er dies wahrnahm, fuhr er fort: „Seid ihr der Heereszüge zu Wasser und zu Land müde, so seid eingedenk, daß ihr mit dieser einzigen Schlacht den Sieg und Frieden gewinnen und die widerspenstigen Germanen für immer unterwerfen könnt! Schon sind wir der Elbe näher als dem Rhein, und gefährlicher ist die Rückkehr für uns, als der offene Kampf. Darum bitte, ja beschwöre ich euch, daß ihr mich nicht schmachvoll, wie Varus einst, in dem Lande untergehen lasset, in dem mein Vater ruhmvoll gesiegt hat.“

Die Wahrheit dieser Worte leuchtete den Legionen ein; es galt für sie Sieg oder Untergang. Die Bitte des Feldherrn, den sie liebten und ehrten, rührte sie, und in lautem Zuruf gaben sie ihre Begeisterung für seine Person, ihre todesmutige Entschlossenheit für den Kampf kund.

Nun stellte Germanikus seine Scharen in Schlachtordnung, nach der römischen Gewohnheit die gallischen und batavischen Hilfstruppen auf die Flügel und in die Nachhut im Rücken des Heeres, die acht Legionen aber samt zwei Gardetohorten und auserlesener Reiterei in die Mitte.

Im Eichenhaine, wo die Deutschen lagerten, war noch Ruhe. Herzog Hermann, der wohlerfahrene Führer, wollte mit dem Angriff warten, bis die Römer ihr gut

verschanztes Lager verlassen hatten; darum gönnte er seinen Wehrmännern Zeit, sich zum Kampfe durch ein Mahl zu stärken, das die Frauen an rings um den Hain flackernden Feuern bereiteten.

Sorglos war er darum nicht. Ringsumher gestellte Wachen schützten vor unbesehenem Überfall, und kühne Jünglinge waren ausgesandt worden, um Bericht über jede Bewegung der Römer einzuholen. Darum durften die Wehrmänner ruhig noch im Waldesshatten lagern, sich legen am Mahle und vertraulich sich besprechen mit dem in Not und Tod nachgefolgten Weibe. Nicht alle Frauen zwar waren zugegen; viele hielt die Pflicht für Haus und Hof, für Kinder, die noch nicht auf die Wanderung zu folgen vermochten, zurück im fernen Dorfe oder Gehöfte. Aber jeder der Wehrmänner fand Platz beim Mahle eines Verwandten, Nachbarn oder Freundes, dem Frau oder Mutter oder Schwester nachgefolgt war.

So saßen um das Feuer, woran Bertila Rauchfleisch und Würste zum vorrätigen Brode kochte, neben Frodo auch ihr Vater, der Schmied, noch in grauen Haaren ein stämmiger Mann mit wuchtigen Armen, und ihre drei Brüder, Thilo, der reisende Mann, und zwei hochaufgeschossene blühende Jünglinge, Gero und Witto, die jüngeren Söhne. Alt war die Mutter, und Thilo hatte noch kein junges Weib heimgeführt, darum waren sie alle froh, in der Tochter und Schwester Bertila eine Pflegerin auf dem Schlachtfelde zu treffen.

Eine Pfeilwunde, die Thilo am Tage zuvor erhielt, hatte sie noch abends verbunden. Schon saß der junge Mann wieder aufrecht im Kreise der Seinen.

Während Bertila ihr Mahl zubereitete, auf grünen Blättern das Fleisch zerschnitt und verteilte, wurde ihr kleiner, im Felle schlummernder Knabe von Arm zu Arm geboten. Es herzte zuerst der greise Schmied den Enkel, dann freuten sich Thilo und die Jünglinge des kleinen Neffen.

„In dein Haus wolltest du uns einladen, Bertila,“ sprach ihr Vater, „daß wir mit frohem Gesang und Festgelage den Sohn dir begrüßten. Die tödtlichen Römer haben dies Fest dir verdorben. Doch sieh, wir grüßen und Herzen den Knaben hier auf dem Schlachtfelde. Ein frohes Zeichen möge es dir sein, daß er seiner Väter würdig einst streiten wird für das Land der Söhne Teuts.“

„Wie soll er heißen, der Knabe?“ fragte Thilo, der als der älteste Oheim ihn zunächst auf die Arme nahm. „Schaut,“ fuhr er lächelnd fort, „nun schlägt er die Augen hell auf; blau strahlen sie, wie heute der Himmel über den Eichen des heiligen Haines sich wölbt. Wie sollte er anders heißen, als Hermann, dem Herzog zu Ehren, der uns wider die Römer zum Siege führt?“

„Hermann sei sein Name! du hast recht gesagt, Thilo,“ rief Frodo aufspringend aus. „Dieser Name soll ihn weihen für Leben und Sterben!“

„So laßet uns den Knaben in den heiligen Hain tragen und den hohen Himmlischen anbefehlen!“ sprach der Ahne, der graue Schmied.

Sie hatten das Mahl beendet; alle erhoben sich. Bertila, die das Kind auf dem Arme trug, voran, schritten sie in den geheiligten Eichenhain. Weihevoller Stille empfing sie dort; die Wehrmänner alle waren hinabgezogen auf die Wiese am Waldrande. Nur von fern tönte flüsternd der Sang und Klang von unten und mischte sich mit dem Flüstern der Eichenkronen.

Hoch empor in die blauen Lüfte hob Frodo sein Kind. „Wodan,“ rief er, „Herr des Himmels, wollest gnädig beschauen dies Kind mit deinem hellen Lichte! Thonar, du Führer der Schlachten, laß ihn stark werden und furchtlos, schrecklich dem Feinde! Thio, du den Menschen holder Sohn Alvaters, sei ihm geneigt! treu laß ihn sein dem Blutsverwandten, treu dem Freunde, treu dem Lande der Väter, fromm laß ihn wandeln, feind der Lüge, dem Verrat, der Feigheit und der schlimmen Lust! Laß ihn nicht anheimfallen Loki, dem Schrecklichen, der verführend die Erde umschwebt, daß er nicht in Helas finsternes Reich einst versinke! Rein laß ihn wandeln und hell, und ihn einst als Helden eingehen in Wodans sonnigen Saal!“

Noch standen die Männer in stummer Andacht, als der schrille Klang der Hörner erscholl, der die Mannen aufrief, sich in Reihdrungen zu sammeln. Rasch nahm Bertila den Knaben vom Arme des Vaters. Kurz war der Abschied der Männer von den Frauen, die ihnen ermunternde Worte auf den blutigen Pfad nachriefen.

Bald standen alle Gaumanschaften gesammelt am Fuße des Eichenhaines, und auf seinem raschen Rosse flog Herzog Hermann zwischen ihnen dahin, um sie zum Kampfe anzufeuern, wie Germanikus bei seinen Legionen gethan hatte. Er wußte, daß bei der ungeheuren Heeresmacht der Römer nur todverachtende Tapferkeit das germanische Volk vor Untergang retten konnte. „Noch einmal,“ sprach er, „ist Sieg und Freiheit oder Untergang und Knechtschaft auf die Spitze eurer Waffen gestellt. Die hier vor uns lagern, sind dieselben Römer, die wir im Teutoburger Walde bezwungen haben, die vor uns zurückgewichen, ja aufs unwegsame Meer geflüchtet sind, die gegen ihren Feldherrn Aufruhr und Meuterei erhoben haben und nur gewaltsam in den Krieg wider uns geführt wurden. Wunden und Narben tragen sie nach Feiglingsart auf dem Nacken. — Wollet ihr ihnen unterliegen und die Knechte derer werden, deren unersättliche Habsucht, Hoffahrt und Grausamkeit ihr erfahren habt? oder wollet ihr ehrlich und tapfer in den Tod gehen und euren Kindern die Freiheit vererben, die ihr als Erbe der Väter überkommen habt?“

„In den Tod eher als in die Knechtschaft gehen wir! Frei sollen unsere Kinder

sein, wie wir es sind, und wie unsere Väter es waren!" tönte von allen Seiten der freudige Zuruf der Mannen zurück.

Idisaviso war der Ort genannt. Er galt für geweiht; hehre, unsichtbare Wesen sollten dort schweben, Idisi d. h. Feen genannt, die den Göttern dienen, den Menschen wohlthun und der Himmlischen Willen künden. Ein glückliches Vorzeichen schien den deutschen Wehrmännern die Wahl dieses Kampfplatzes. „Unser ist der Sieg — die Idisi sind uns hold!" riefen sie freudig, als sie hier mit den Römern zusammenstießen. Selbst Ingviomar, Hermanns greiser Oheim, stimmte in den Ruf ein.

In heißer Ungeduld drängten sie vorwärts zur Schlacht, und es gelang Hermann nicht länger mehr, die Voranstürmenden zurückzuhalten. Der schreckliche Kampf begann, als die Sonne ihre Mittagshöhe erreicht hatte.

Vom Mittag bis in die Nacht wurde gestritten. Das offene Wiesenfeld vergönnte den Römern, ihre volle Macht zu entfalten. Germanikus griff mit seinem Fußvolk die Germanen von vorn an, während er die wieder gesammelte Reiterei ihnen in die Flanken und in den Rücken fallen ließ.

So von drei Seiten gedrängt wurden die Deutschen in Verwirrung gebracht. Zu spät erkannten die Führer und Wehrmännern, daß Herzog Hermann recht gehabt hatte, da er den Angriff verzögern und die Römer aus ihrer günstigen Stellung hervorlocken wollte. Sie vermochten der Wucht der schwerbewaffneten Legionen nicht standzuhalten. Hermann, bald hier, bald dort, stets im dichtesten Getümmel, hielt lange die Schlacht aufrecht, seine gewaltige Stimme übertönte das Kampfgetöse und scholl, die verwirrten Scharen ordnend, lenkend, ermunternd über das Schlachtfeld hin. Doch immer stärker ward die Verwirrung; wie brandende Wogen, die an den Felsen zerschellen, wurden die Keildrungen der leicht bewehrten und bekleideten Deutschen von den eisenstarrenden Reihen der Römer zurückgeworfen.

Während die Marsen, Chatten und Brukterer schon in unaufhaltsamem Weichen begriffen waren und den schützenden Wald zu gewinnen suchten, hielten die Cherusker, um den Herzog geschart, noch stand. Mit ihnen warf sich Hermann auf die römischen Bogenschützen und hätte sie mit seiner todesmutigen Schar sicherlich durchbrochen, als ihm Germanikus noch die Hilfsscharen der Rhätier und Bindeliker entgegenwarf. Die ungeheure Übermacht zertrümmerte die Glieder seiner Keildrungen, Hunderte fielen, andere schlugen sich durch die Feinde Bahn.

Wie der mächtige Auerstier, vor dem alles weicht, wenn er wütend anrennt, brach Hermann mit der Riesenkraft seines Armes auf seinem feurigen Streitroß durch die Reihen der Römer. Mehrfach war er verwundet, sein Antlitz mit Blut überströmt, und noch wichen die Feinde links und rechts vor dem gewaltigen

Kämpfen zurück. Wenn die Römer ihn erkannt, wenn die ganze Meute der Feinde auf ihn allein sich geworfen hätte, so wäre er erlegen, obgleich er sich wehrte wie ein verwundeter Eber, der mit den mächtigen Sauern die Eingeweide seiner Feinde zerwühlt. Die Rauchen, ein germanischer Stamm vom Strande der Nordsee, die gezwungen auf der Seite der Römer stritten, hatten ihn erkannt, aber sie verrieten ihn nicht. Ihnen verdankte er seine Rettung.

Mit gleicher Kraft hieb sich der greise Fürst Ingvimar, Hermanns Oheim, durch.

Als die Sonne sank, war die mörderische Schlacht zu Ende. Deutsche und Römer lagen zu Hunderten bleich und starr unter den von Blut geröteten Silberdisteln des weiten Wiesengrundes. Zahllose deutsche Tote führte auch der Fluß dahin, in dessen Fluten sie der römische Pfeil erreicht hatte. Bis in den schützenden Wald drangen die römischen Bogenschützen den Deutschen nach; ihre Pfeile schwirrten durch das Dickicht und warfen die Flüchtlinge nieder, die sich gerettet wähnten.

Inmitten des Schlachtfeldes aber stand Cäsar Germanikus und empfing die Glückwünsche seiner Unterfeldherren, die ihm nur mit Sträuben zum neuen Feldzug ins germanische Land gefolgt waren. Die Legionen trugen ihre Adler herbei, die hell in den Strahlen der scheidenden Sonne blinkten. Übers weite Feld hin schallte der Jubel der Legionen und übertönte das Stöhnen und Todesröcheln der am Boden Liegenden.

Der Triumphzug in Rom war dem Feldherrn und seinen Legionen nun gewiß, und alle Verluste, die er seit Jahren im Kriege mit den Germanen erlitten, schienen aufgewogen durch diesen Sieg, denn Führer und Mannschaft hielten sich überzeugt, daß die deutsche Wehrmannschaft völlig aufgerieben und das gefürchtete Land aufs neue unter das römische Joch gebeugt sei.

Frohlockend über seinen Sieg befahl Germanikus, daß am folgenden Tage durch die Legionen inmitten der Idiswiese ein Malhügel errichtet werde, auf den ein hochragender Triumphstein gesetzt werden solle, dessen Inschrift den Sieg der Römer und die Unterwerfung aller deutschen Völker der Nachwelt bezeuge.

Ein Siegesdenkmal, schaut, ist aufgerichtet,
Doch ziehn die Römer ab, fast wie zur Flucht;
Der Feldherr hat auf den Triumph verzichtet,
Die Söhne Teuts verläßt er unbefiegt.

Die Nacht war niedergesunken; in ihrem wohlverschanzten Lager hinter Wall und Graben ruhten die römischen Legionen von der blutigen Arbeit des Tages. Aus dem Walde hervor glitten jetzt geräuschlosen Trittes schlanke Gestalten zum weiten Leichenfeld; es waren die Frauen der Deutschen, die ihre Gatten, Väter und Söhne unter den Toten und Verwundeten zu suchen kamen. Über den

Eichen des heiligen Haines stand strahlend der Mond und leuchtete ihnen zu ihrem trauervollen Gange. Mancher wunde Mann wurde verbunden, mancher Sterbende gelabt, mancher Tote begraben oder doch mit Rasen und aufgehäufter Erde bedeckt.

Auch Bertila wandelte furchtlos über das Totenfeld hin; stundenlang suchte sie vergeblich. Die Nacht schwand hin, und bleich fiel der erste Tagesstrahl auf die Wiese; — fern herüber vom römischen Lager klang der helle Ton der Tuba, der die Legionen weckte. Den germanischen Frauen klang er als Mahnung, das Schlachtfeld zu verlassen, damit sie nicht als Gefangene in die Hände der Römer fielen.

Schon schickte auch Bertila sich an, den übrigen zu folgen, als sie von röchelnder Stimme ihren Namen rufen hörte. Mit hochklopfendem Herzen schaute sie sich um und sah unweit am Weserufer einen greisen Mann am Boden liegen; es war ihr Vater, der stämmige Schmied.

Mit wenigen Schritten hatte sie ihn erreicht, legte sofort ihren Säugling, den sie in einem Tuche über die Schulter gebunden trug, sanft auf den Rasengrund nieder und beugte sich über den Greis, um seine Wunden zu untersuchen und zu verbinden. Doch er wehrte ihr dies. „Es ist aus mit mir,“ sprach er mühsam, „meine Lebenskraft ist mit meinem Herzblut entströmt; aber mich quält seit Stunden der Fieberdurst; schöpfe mir den letzten Labetrunk, Bertila, und erquickte meine vertrockneten Lippen!“

Die Tochter gehorchte. Ein Becher hing an ihrem Gürtel; sie stieg zum Flußrand hinab, schöpfte aus der kühlen Flut und brachte dem Sterbenden den Trunk zurück. Dieser leerte den Becher in raschem Zuge, atmete tief auf und sprach, von der Labung gekräftigt, mit heller Stimme: „Verlaß mich nun, Bertila! ich höre die Tuba der Römer; birg dich im schattenden Wald, bis du den gewaltigen Ruf des Urhorns vernimmst, dann mache dich auf den Weg, Frodo aufzusuchen!“ Er hielt inne.

„O Vater,“ rief Bertila, „wo ist Frodo? Sollte er leben, um ein Knecht der Römer zu sein? kann er den Untergang des Vaterlandes schauen?“

„Er lebt,“ nahm der Sterbende wieder das Wort; „ich sah ihn durch der Römer Reihen brechen, — ihn samt Thilo; wie der Starke der Wälder mitten durch die Jäger bricht, die ihn umzingelt haben, so die beiden, und Tausende mit ihnen. — O, die römischen Wölfe frohlocken zu früh; auch Hermann lebt; er wird die Wehrmannen sammeln und den Römern den Weg verlegen. Sie werden nicht heimkehren zum Rhein, um sich ihres Sieges zu rühmen.“

„Wo sind meine jüngeren Brüder?“ fragte Bertila erleichterten Herzens; „ich fand sie nicht unter den Toten. Unter Tausenden hätte ich die Jünglinge erkannt, ob auch Blut und Wunden sie entstellen mochten.“

„Sie sind mir vorangegangen, Vertila,“ sprach der Vater. „Brüderlich vereint im Tode, wie sie im Leben es waren, treiben ihre Leichen die Flut hinab, die sie durchschwammen, als sie der tödtliche Römerpfeil traf.“

So waren also der greise Vater und die jugendschönen Brüder an einem Tage hingerafft! Vertila verhüllte überwältigt das Gesicht.

„Klage nicht!“ fuhr der Sterbende fort. „Sagte ich dir nicht, daß dein Mann in Freiheit ist und Thilo mit ihm? Fort — verlaß mich, es nahen die feindlichen Wölfe — soll dein Knabe in römischen Ketten aufwachsen?“

Dennoch zauderte Vertila. „Laß mich erst deine Lippen noch einmal fühlen!“ sprach sie und füllte den Becher am Flusse. In gierigen Zügen nahm er den Labetrunk. Er hatte ihn kaum geleert, als ein heftiger Krampf die riesigen Glieder des Greises zu schütteln begann — der Tod nahte heran.

In diesem letzten Kampfe vermochte die Tochter den Vater nicht zu verlassen. Neben ihm auf dem Rasen knieend legte sie sein Haupt in ihren Schoß und stützte seine Schultern mit ihren kräftigen Händen.

Während sie ihn keuchen und ringen sah mit dem unsichtbaren Feinde, hatte sie vergessen, daß die Römer nahen, und achtete nicht darauf, daß alle Frauen das Schlachtfeld verlassen und sich ins Dunkel des Waldes zurückgezogen hatten.

Endlich endete der Kampf des Sterbenden; die letzten Atemzüge rangen sich aus seiner Brust und gebrochen schauten die Augen zum Himmel auf. Liebend drückte die Tochter sie zu, damit sein Schlummer sanft sei. Auch wollte sie ihn nicht den Tieren des Waldes zum Raube preisgeben. Zwar blieb ihr nicht Zeit ein Grab zu graben oder Steine zum Hügel herbeizutragen, aber sie brach die biegsamen Äste der hochragenden Erlen ab, die das Flußufer besäumten, und rammelte sie so in den Boden ein, daß sie über der Leiche sich in Bogen kreuzten, deren Zwischenräume sie mit kleinen Zweigen ausstopfte.

Sie hatte ihr Werk vollendet und hob nun die Arme zum sonnenhellen Morgenhimmel mit dem Rufe: „Allvater, Wodan — nimm den Toten auf in deine lichten Wohnungen, denn er ist gestorben als ein treuer Kämpfer für das Land der Väter! Kein Verräther war er, kein Lügner noch Feigling, drum laß ihn nicht der bleichen Hela zum Raube, der Todesgöttin, daß sie ihn nicht gefangen führe in ihre unterirdische Wohnung in der dunkeln Tiefe!“ Nachdem Vertila so gebetet hatte, nahm sie ihr Kind in die Arme und schritt hinweg, um nach den Wäldern zu flüchten.

Doch nur eine kleine Strecke war sie gegangen, als der helle Ton der Tuba aufs neue durch das Thal klang und hinter ihr Hufschläge erdröhnten.

Nur einen raschen Blick zurückwerfend sah sie einen römischen Reitertrupp herannahen. Mit geflügelten Schritten eilte sie vorwärts, doch vergebens; bald

war sie eingeholt und ein Soldat schwang das Schwert über dem Kinde in ihren Armen. Aber die Mutterliebe gab ihr Riesenkräfte; sie entriß dem Römer das Schwert und preßte ihr Kind an die Brust. Da ritt der Dekurio, der Anführer der Reiterchar, rasch vor und gebot, sie unverletzt zu lassen. „Ein Germanenweib,“ sprach er, „das einem römischen Soldaten das Schwert entriß, verdient als Gefangene mit ihrem Kinde den Triumphzug zu Rom zu zieren. Ha, wie werden die Römer staunen, wenn sie sehen, daß wir nicht nur mit den germanischen Männern, sondern auch mit den starken germanischen Weibern zu kämpfen hatten!“

Sofort ward Vertila überwältigt und entwaffnet. Mit festgebundenen Armen, ihr Kind im Tuche über der Schulter tragend, mußte sie als Gefangene zwischen zwei römischen Reitern einhergehen, bis diese im Laufe des Tages Gelegenheit fanden, sie dem Troß in der Nachhut zu übergeben, der unter scharfer Bedeckung eine Schar von Gefangenen dem Heere nachführte.

Siegestrunken ruhten die Römer an den folgenden Tagen von den Anstrengungen des Kampfes. Sie glaubten die deutschen Wehrmänner vernichtet, das Land unterworfen. Nur Germanikus behielt mitten im Siegesjubel ein ernstes Antlitz; während seine Freunde und Unterfeldherren ihn glückwünschend umstanden, flog sein scharfer Blick immer wieder zu den waldigen Anhöhen, die das Thal begrenzten, empor, als ob dort Verderben lauere. Sogar während des festlichen Mahles, das er den Heerführern in seinem Zelte gab, schenkte er den fröhlichen Gesprächen nur halbe Aufmerksamkeit; sein Ohr lauschte in die waldige Ferne. Er kannte die Deutschen und fürchtete nicht umsonst.

Zum behutsamen Rückzug ließ er daher die Legionen sich ordnen, denn weiter im germanischen Lande vorzudringen, wagte er auch nach der glücklich bestandenen Schlacht nicht.

Doch kaum hatten die Römer das verschanzte Lager verlassen und waren das Weserufer entlang eine Tagereise marschiert, als ihnen die schrillen Hörner der Deutschen entgegentönten; von den waldigen Höhen schauten die riesigen Gestalten, und durch die Lüfte sauste ein Hagel der tödlichen Framea, des gefürchteten deutschen Wurfspeers. Ja, zur Schlacht bereit standen sie wieder in furchtbaren Reihen da, die halbnackten Germanen. Sie waren nicht vernichtet, wie die stolzen Römer wähten. Als Hermann die Schlacht auf der Idistwiese verloren sah, hatte er seine Wehrmänner rasch dem Felde entrißt, um sie wieder zu sammeln in frischer Kraft.

Abermals zagten die Römer eine bange Nacht durch, und abermals sahen sie sich beim Morgenlicht umringt von den furchtbaren germanischen Mannen.

Wieder wogte die blutige Schlacht vom Morgen bis zum Abend. Hermann,

obwohl an der Wunde leidend, die er wenige Tage zuvor erhalten hatte, kämpfte an der Spitze seiner Mannen mitten im heißen Gedränge. Doch die Wunde hemmte ihn; er vermochte nicht wie sonst auf raschem Rosse bald da bald dorthin zu eilen. Statt seiner durchslog der Greis Ingviomar, sein Oheim, die Reihen, ordnend, ermahnend, anfeuernd.

Es schwankte das Glück der Schlacht, und die Römer waren nahe daran, zu unterliegen. Im heißen Kampfe nahm Germanicus seinen Helm ab, damit seine Römer ihn besser erkennen sollten, und trieb sie mit stachelnden Worten immer aufs neue zum Kampf an. „Schonet keines Gefangenen; tötet nur! Vertilget alle Barbaren, sonst wird niemals der Krieg enden!“ rief er ihnen zu.

Dennoch vermochte er das Feld nicht zu behaupten; noch vor Ende des Tages ließ er eine Legion sich zurückziehen, um ein verschanztes Lager zu schlagen; mit Einbruch der Nacht zog er sein ganzes Heer dorthin zurück.

Als am andern Morgen die Tuba die Legionen wachgerufen hatte, trat der Feldherr vor, grüßte seine Soldaten, lobte jede einzelne Kohorte wegen ihrer Tapferkeit, ließ eine Waffensäule errichten mit der prahlerischen Inschrift, daß des Kaisers Tiberius Heer alle deutschen Völker zwischen Rhein und Elbe besiegt habe, dann ließ er eilig den Rückzug antreten, denn er wußte, daß seine Legionen verloren wären, wenn die Deutschen noch einmal Zeit bekämen, sich zu sammeln.

Still lagen Tausende von Toten jetzt auf dem Schlachtfelde, wo tags zuvor Schlachtruf und Saufen der Speere getönt hatte; den Waldsaum entlang waren andere gelagert, wund und sterbend, Jünglinge, Männer und Greise. Dort ruhte auch Thilo im Schatten einer weitästigen Buche; Frodo kniete neben ihm, riß seinen Linnenrock entzwei und verband die blutende Brustwunde des Freundes, ohne darauf zu achten, daß ihm selbst das Blut über Schulter und Arm niederrieselte.

Seite an Seite hatten sie gestritten; Thilo fiel, und Frodo streckte den Römer nieder, dessen Schwerthieb den Freund getroffen hatte. Doch erst als die Römer in geschlossenen Kolonnen den Rückzug antraten, schaute er sich nach Thilo um und hob ihn mit starken Armen auf mit den Worten: „Das Land der Väter ist gerettet; nun sollst du nicht verbluten, Thilo!“

Nacht und Tag gingen vorüber; am zweiten Morgen brachten schnellfüßige Jünglinge, von Herzog Hermann als Späher ausgesandt, die Nachricht, daß die Römer in vollem Abzug begriffen seien. Die zersprengten Wehrmannschaften sammelten sich wieder, um unter Hermanns Führung den weichenden Feinden bis zur Grenze des Landes zu folgen.

Auf dem Weiserfelde hatten sich auch die Frauen eingefunden, um ihre Männer, Väter und Söhne unter den Toten oder Verwundeten aufzusuchen.

„Wo bleibt Vertila?“ fragte sich Frodo; aber er wich nicht von Thilos Seite, der jetzt im heftigen Wundfieber lag, noch im Kampfe zu sein wähnte und den ihn bewachenden Freund als einen Römer anredete.

Eine volle Woche durch pflegte Frodo den mit dem Tode ringenden Freund, während er selbst von der furchtbarsten Unruhe um sein Weib und Kind gemartert ward. Ein junges Wild, das er erlegte, als Thilo im Schlummer lag, reichte, am Spieße gebraten, ihm selbst zur Nahrung; der Kranke nahm nur die Labung zu sich, die der frische Quell seinen lechzenden Lippen gewährte. Doch die Jugendkraft des starken Germanen siegte über Schwäche und Wundfieber. Die Wunde begann zu heilen; nach neun Tagen erwachte der Kranke aus seinen Fieberträumen, und sein erstes Wort war die Frage: „Sind die Römer überwältigt?“

„Sie haben das Feld geräumt in eiligem Rückzug,“ antwortete Frodo. Nun verlangte der Kranke nach Nahrung. Frodo reichte ihm das letzte Stück seines Vorrats, das Thilo gierig verschlang.

„Wo ist Vertila?“ fragte er nun, indem er sich umschaute. Frodo schüttelte traurig den Kopf.

Am folgenden Tag erhob sich Thilo von dem Lager, das ihm sein Freund aus dürrem Waldgras und Laub bereitet hatte. Die Freunde traten die Wanderung nach der Heimat an, wenn schon Thilos Kräfte nur kleine Tagereisen gestatteten.

So wurden sie überholt durch die von der Verfolgung des Feindes zurückkehrenden Wehrmänner, welche die Nachricht brachten, die Römer haben die verbündeten deutschen Gauen in größter Eile in starken Tagemärschen verlassen.

Unter den Wehrmännern erkannte Frodo einen Nachbar aus dem heimischen Gauen. Der Mann stand still bei den Wanderern, schaute Frodo mit seltsamem Blicke an und sprach endlich zögernd: „Was hilft es, wenn ich dir die Wahrheit verhehle? — Ich habe dein Weib mit deinem Kinde . . .“ Er hielt inne und wandte sich ab mit den Worten: „Nein, ich kann dir's nicht sagen, frage einen andern darum!“

„Sprich!“ rief Frodo aufspringend wie ein verwundeter Hirsch; „Allvater hört dich — sage mir die Wahrheit, ich will sie tragen als ein Mann! — Vertila, holdblickend am heimischen Herde, furchtlos und treu auf blutigem Felde, — du hast sie tot gefunden, durchbohrt vom Pfeile des blutgierigen römischen Wolfes — sie samt dem lächelnden Knaben in ihren Armen?“ Er hielt inne. Der Mann schwieg und blickte zu Boden. Frodo stockte der Atem.

Da erhob der Wehrmann den Blick wieder, legte die Hand auf die Schulter des Unglücklichen und sprach: „Dürfte ich ja sagen, du wärest glücklich, Frodo! —

Doch Altvater hört uns — Vertila, dein Weib, ist in die Hände der Römer gefallen, sie wird samt deinem Sohne als Gefangene des Cäsar Triumphzug zieren!”

Ein Schrei des Entsetzens und der furchtbarsten Qual rang sich aus der Brust des erschütterten Mannes; dann, vom Übermaß des Schmerzes wie vom Blitze getroffen, warf er sich zu Boden und wühlte im Wahnsinn des Schmerzes mit den Händen in der Erde. — Weib und Kind gefangen, verhöhnt, gequält von den erbarmungslosen Feinden! — Dies war das Schrecklichste für ihn; sie als tot betrauern zu dürfen, wäre Erleichterung für sein Herz gewesen.

Stumm standen neben ihm Thilo, der Bruder und Freund, und der fremde Wehrmann — sie hatten keine Worte des Trostes für solchen Jammer.

5.

Schüttelt eure Mähnen, ihr wilden Wellenrosse!

Wenn der Sturm
In dieser Wasserluft sich erst verfangen,
Dann rast er um sich mit des Raubtiers Angst,
Das an des Gitters Eisenstäbe schlägt.

Germanicus hatte Eile mit dem Rückzuge, denn er wußte, daß seine Legionen eine dritte Schlacht nicht mehr zu bestehen vermochten. Er ließ daher den kleineren leichten Teil der Truppen unter des Stertinius Anführung den kürzeren, aber gefahr- vollen Landweg einschlagen, während er selbst die schwere Masse des Heeres auf der See, auf der er sie auch hergebracht hatte, zurückzuführen beabsichtigte. Tausend Schiffe, für diesen Zug erbaut und mit Ruderern wohl bemannt, harrten an der Mündung der Ems in der Nordsee, welche damals das deutsche Meer hieß, auf die Rückkehr der Legionen, die sie hergetragen hatten. Glücklich priesen sich die Römer, als sie das Meeresufer erreicht hatten und die Schiffe besteigend das gefürchtete deutsche Land verließen. Wölbte sich doch der Himmel so klar und sommerlich blau ob der ruhigen Flut, es blähte der günstige Wind die Segel und ließ glückliche Fahrt hoffen! Unter heiter scherzenden Gesprächen stiegen die sonst mehr zu schweigsamem Ernst geneigten römischen Legionen an Bord. Einer Schar von Schwänen ähnlich glitten die Schiffe mit den schlanken Masten und glänzend weißen Segeln auf dem Spiegel der See dahin; aus ihrer Mitte hob sich das Schiff des Cäsar Germanicus, das größte des ganzen Geschwaders, mit purpurn umsäumten Segeln und silbernen Adlern auf der Spitze der Masten.

Vom Verdeck blickte die hochragende Gestalt des Feldherrn über die Flotte hin. Leuchtenden Auges sprach Germanikus mit den Anführern, die ihn umstanden und seine Befehle für die Fahrt entgegennahmen. „Die günstigsten Zeichen begleiten die Fahrt,“ versicherten sie alle, als sie mit einem fröhlichen „Vale, Caesar!“ den Feldherrn verließen, um sich auf ihre Schiffe zu begeben.

Zulezt, in die schlechtesten Fahrzeuge, wurden die Gefangenen eingeladen, riesige Jünglinge und Männer, die mächtigen Arme und Beine mit Ketten belastet, hochragende Greise, deren Augen unter weißen Haaren noch jung und hell leuchteten, und edelgestaltete Frauen, die auf dem Schlachtfelde, als sie Vätern und Männern die Wunden verbanden, ergriffen und zu Gefangenen gemacht worden waren.

Unter diesen stand Vertila, ihr Kind auf dem Arme tragend. Noch einmal schaute sie vom öden Ufer ringsum in die Ferne, ob nirgends Rettung komme. Doch der römische Centurio drängte, seine barschen Befehlsworte mit Stößen begleitend, und mit den andern Leidensgefährten stieg Vertila ins Schiff, das sie für immer vom heimischen Gestade entführen sollte.

Jetzt bewegten sich die Ruder, die Schiffe stießen vom Lande. Vorwärts schauten die Römer über den lichten Meeresspiegel hin, der sie zur sichern Colonia am Rheinufer führen sollte. Der Gefangenen Blicke aber hingen am grünen Ufer des Heimatlandes, das ihren Augen allmählich entchwand; sie sandten Grüße den fernen Teuren zu, von denen sie nun für immer getrennt waren. Der Frauen Schmerz brach in Wehklagen aus, die Männer bargen ihn in finsterem Schweigen. Aller Hoffnung auf Rettung war nun dahin.

Vertila hatte keine Thränen mehr, der Schmerz brannte in der Tiefe ihrer Seele; ihr Knabe aber schlug die hellen Augen auf und lächelte die Mutter an, von der schaukelnden Bewegung des Schiffes angenehm aus dem Schlafe geweckt. Dies Lächeln schnitt der unglücklichen Mutter ins Herz; sie schaute zum Himmel auf und rief: „Nicht Rettung habt ihr gesandt, allwaltende Götter, so sendet uns gnädig den Tod! In den Fluten begrabt uns samt unsern Verderbern!“

Währenddessen stiegen am mittäglichen Himmel Wolken auf, durch den Südwind aus den nebelreichen germanischen Wäldern hergetrieben. Sie schwebten so leicht und lustig am Horizont, daß sie den blauen Himmel nicht verdüsterten und selbst von den geübten Augen der Schiffer kaum bemerkt wurden, bis sie gegen Abend sich zu einer dichten, grauen Wolkenbank zu sammeln begannen.

„Zieht die Segel ein! die Nacht droht mit Sturm!“ dröhnten die Stimmen der Schiffshauptmänner von Bord zu Bord. Die blanken weißen Segel rauschten nieder und die Flotte schien stillzustehen; doch bald begannen die Schiffe zu schwanken, sich zu heben und zu senken, denn die See war in steigender Wellenbewegung.

Plötzlich verhüllte sich der soeben noch helle Abendhimmel in düsteres Dunkel; es schien Nacht, obwohl die Sonne noch nicht untergegangen war; nur die weißen Mähnen der Wogen schimmerten unheimlich durch die Finsterniß.

Ein Blitz zuckte nieder; schrilles Pfeifen sauste durch die Lüfte — es war der beginnende Sturm. Noch wenige Augenblicke, und alle Elemente waren im Aufruhr. Durch die Lüfte raste der Sturm und peitschte die Wogen, daß sie sich bäumten gleich scheuen Rossen und ihren weißen Gischt den Wolken entgegen spritzten; dazwischen zuckten die Blitze, und selbst die seit Jahrtausenden feststehenden Felsenriffe und Klippen schienen, vom allgemeinen Aufruhr ergriffen, zu wanken, sich zu heben und niederzutauchen in den brandenden Wogen.

Schrecken ergriff Schiffsleute und Soldaten; es folgte die furchtbarste Verwirrung. Kaum wurde noch ein Kommandowort gehört; von Todesangst getrieben griffen auch die Soldaten zu den Rudern, aber mit ungeübten, zitternden Händen hemmten sie die Lenkung der Schiffe mehr, als sie sie förderten. Aus dem Gewitterdunkel ward bald wirkliche Nacht; nur auf Augenblicke leuchteten die Blitze weit über die See hin. Keine Flotte war mehr zu schauen; in kurzer Frist nach allen Richtungen weit auseinandergejagt trieben die einzelnen Schiffe dahin und dorthin. Durch das Brausen der Wogen und das Rollen des Donners war hin und wieder der dröhnende Krach eines an den Klippen oder Felsenriffen zerschellenden Schiffes und der markerschütternde Wehschrei der versinkenden Mannschaft zu vernehmen.

Die stolzen Römer, die furchtlos dem blutigen Tod in der Schlacht entgegengetreten waren, hatten dem grauenvollen Aufruhr der Naturmächte gegenüber Mut und Haltung verloren; gegen Sturm und Wellen hatten sie keine Waffen, keine Rüstung; wehrlos hinabsinken zu müssen ins nasse Grab, war selbst dem Tapfersten furchtbar.

Kein Anker haftete mehr; ein Schiff ums andere ward leck; mit zitternder Hast wurde alles Gepäck, Saumtiere, Rosse, Waffen über Bord geworfen, doch die schiefgehenden und lecken Fahrzeuge wollten sich nicht wieder heben.

Und von der Fluten wildem Ungeßüm
Ward Mann um Mann und Roß um Roß ertränkt,
Und wen'ge nur entkamen mühevoll
Der Wogen stürmisch brandender Gewalt.

Mitten im endlosen Jammer ertönte von wenigen schwachen Schiffen Jubelgesang und wildes Jauchzen; die germanischen Gefangenen waren es, welche Wodan, den Herrn des Himmels, priesen, der ihren Feinden Verderben, ihnen aber den Tod, Rettung aus Gefangenschaft und Sklaverei, sendete.

Mit ausgestreckten Armen hob Vertila ihren Knaben in die nächtlichen Lüfte empor, indem sie ausrief: „Dank dir, Allvater, du hast mich erhört! Nicht in Sklavenketten wird mein Sohn aufwachsen, mißhandelt und geschmäht! — Weine du nicht, mein holdes Kind! in der Mutter Armen wirst du schlafen im Grunde des Meeres; fest an meinem Herzen will ich dich bergen, wenn die Wellen uns verschlingen. — Schüttelt eure Mähnen, ihr wilden Wellenrosse! zertrümmert den stolzen Wogengänger, laßt ihn nicht friedlich hingleiten über euren Rücken!“

Ihr Jubelruf tönte schrecklich im Ohre der Römer. „Willst du schweigen, rasendes Weib?“ herrschte ihr ein Centurio zu. — „Sie ruft ihre Götter an, daß sie uns verderben — stürzt die Germanin ins Meer!“ riefen die Schiffsleute.

Schon streckten sich starke Arme aus, die Gefangene zu ergreifen und ins Meer zu stürzen, als ein furchtbarer Krach erdröhnte; das Schiff war an ein Felsenriff geworfen worden und geborsten. Ein wilder Wehgeschrei der Mannschaft — und alle trieben in den Wellen hin, kürzer oder länger noch um ihr Leben kämpfend, bis einer um den andern in die grundlose Tiefe versank.

Nur zwei Leben wurden gerettet. Mit behendem Arm hatte Vertila das Felsenriff ergriffen und sich mit ihrem Kinde emporgeschwungen. Ein Vorsprung gab ihrem Fuße Halt, und es gelang ihr die Spitze des Felsens zu erklimmen, der in ziemlicher Höhe über die brandenden Wogen emporragte.

Hatte sie noch soeben den Tod als willkommenen Befreier für sich und ihr Kind begrüßt, so erwachte doch jetzt die Liebe zum Leben, die Gott in die Menschenatur gepflanzt hat, so mächtig in dem jugendstarken Weibe, daß sie, ohne sich zu besinnen, den Weg zur Rettung ergriff.

Erst, als sie von der Spitze des Felsens herabschaute auf das endlose Meer ringsumher, fragte sie sich: „Wozu meine Flucht aus den Wogen, deren Gefangene ich bin? Soll ich langsam verschmachten mit meinem Kinde?“

Als das Kind zu weinen begann, da es nach seiner Nahrung verlangte, reichte sie ihm dieselbe, und gesättigt schlief es ein. Im Anblick seines ruhigen Schlummers durchzog ein Hauch neuen Mutes das Herz des verlassenen Weibes. „Allvater hat uns gerettet aus den brandenden Wellen,“ sprach sie bei sich; „ist es sein Wille, so kann er uns auch hinüberhelfen über die breite Wasserwüste. Will er's nicht, so läßt es sich morgen so gut sterben wie heute.“

Mit dem Entschlusse, geduldig auszuharren, setzte sich Vertila auf die Felsen Spitze nieder und schaute unverzagt über das tosende Meer und in die leuchtenden Blitze, denn unvermindert dauerte das furchtbare Gewitter fort.

Und es wächst des Sturmes Toben,
Hoch, zu Bergen aufgehoben,
Schwillt das Meer, die Brandung bricht
Schäumend sich am Fuß der Klippen:
Selbst das Schiff mit Eichenrippen
Nahte unzereschmettert nicht.
Und im Wind erlischt die Fackel,
Die des Pfades Leuchte war;
Schrecken bietet das Gewässer,
Schrecken auch die Landung dar.

Auf dem Verdecke seines Schiffes stand Germanicus und schaute starren Blickes in die brausende Flut. Ihn kümmerte nicht, daß die Blitze sein unbedecktes Haupt umzückten und der Sturm den Mantel von seinen Schultern gerissen hatte. Er empfand es auch nicht, als schwer niederprasselnde Schloßen seine Stirn blutigschlugen und später der eisige Regen seine leichten Gewänder zum Triesen durchnäßte. Seine Seele war mit seinen Blicken in die Ferne gewandt, den Schiffen zu, die rings umherirrend von den Wogen verschlungen wurden oder an den Klippen zerschellten, Tausende von Menschen im nassen Wellengrabe versenkend.

Seinem Feldherrnblicke waren sie alle übergeben; er war es, der diese Tausende der Verzweiflung, dem schauerlichen Untergang in der Tiefe des Meeres entgegengeführt hatte. Dieses Bewußtsein überwältigte den Neffen und Stiefsohn des weltgebietenden Kaisers Tiberius; es waren ja nicht die von ihm als Barbaren verachteten halbnackten Germanen, es waren stolze, freie Römer, die er in den Fluten ertrinken sah, und mit ihnen versank auch jede Hoffnung, daß Rom die Herrschaft über Germanien werde aufrechterhalten können.

Er aber, der Feldherr über so viele Legionen, konnte Sturm und Wellen nicht gebieten, sein weittönender Ruf wurde nicht mehr gehört, thatlos hing das Schwert an seiner Seite; der graue Schiffshauptmann war jetzt Gebieter, und die gemeinen Schiffsleute an den Rudern hatten das Leben des hochgeborenen Cäsar, des weltberühmten Germanicus, in ihren Händen.

Sie erwiesen sich tapfer und treu im Kampf gegen Sturm und Wogenschlag, und es gelang ihnen, das Schiff des Feldherrn durch die dunkle Nacht zum nächsten Ufer zu lenken. Dort waren die Chauken sesshaft, am Meeresstrand zwischen Ems und Weser, ein friedliebender Stamm, der vom Fischfang seine Nahrung zog. Sie hatten es nicht gewagt, am gewaltigen Völkerkampf im Teutoburger Walde teilzunehmen, da die Römer, die von der See her leicht in ihr Land gelangen konnten, ihnen als Feinde zu drohend waren. Doch hatten sie mit Jubel die Nachricht vom Siege der Bruderstämme aufgenommen.

Der Schein einer traulichen Herdflamme lenkte die Gestrandeten zu einem kleinen Fischerdorfe. Sie theilten sich in die Hütten, wo kein Kiegel ihren Eingang hemmte, und die Einwohner, zur mitternächtlichen Stunde wach wegen des entseßlichen Sturmes, nahmen die Obdachsuchenden gastfrei auf. Die verglimmenden Herdfeuer wurden neu angefacht, und zum Mahl für die Fremdlinge wurden Fische auf den Rost gelegt. Auch an rauhem Brote fehlte es nicht, aus Hafer, und an Bier, aus Gerste bereitet, die dem sumpfigen Moorlande mühsam und spärlich abgewonnen wurden.

Die vom furchtbaren Kampfe mit den Elementen Erschöpften labten sich mit Begierde am kargen Mahle, während sie, um die Flammen gelagert, die erstarrten Glieder erwärmten und die durchnäßten Gewänder trockneten. Nur der Feldherr verschmähte Speise und Trank, er hatte keine Empfindung für die belebende Wärme der Herdglut; sein Geist schien abwesend, sein Auge und sein Ohr waren unverwandt in die Ferne gerichtet, und fast gewaltsam mußten seine Begleiter und Unglücksgefährten ihn in der Hütte zurückhalten.

Draußen tobte das Unwetter unvermindert fort. Die Fischer flüsterten kopfschüttelnd und mit ausdrucksvollen Mienen zusammen. Die ältesten Männer konnten sich eines ähnlichen Sturmes nicht erinnern. „Gericht der Götter waltet hier,“ sagte einer zum andern, und sie warfen scheue Blicke auf die römischen Gäste, über die der Zorn der himmlischen Mächte so furchtbar entbrannt war.

Als der Tag zu grauen begann und ein düsteres Licht über das empörte Meer warf, das man durch die Fensterlücke der Hütte vor sich sah, erhob sich Germanikus rasch und schritt hinweg; sein finsterner Blick und seine Haltung verboten seinen Gefährten, ihn länger zurückzuhalten. Erschrocken folgten ihm die befreundeten Unterbefehlshaber, die er zu seinen Begleitern auf der Fahrt erwählt hatte, und die dieser Gunst nun ihr Leben dankten.

Mit erneuter Macht wütete der Sturm; der Regen schlug nieder, das Meer toste und warf seine Wellen ans Ufer; es schien, als ob die Elemente mit dem Tageslichte frischen Atem gewannen, um mit verstärkter Gewalt den fürchterlichen Kampf zu erneuern.

Raum vermochten die Römer dem durch Sturm und Wetter hineilenden Feldherrn zu folgen, bis er auf der äußersten Düne stillstand, in die schäumende Brandung hinabschauend. Besorgt stellten sich um ihn die Freunde; ihnen bangte für den gefeierten Feldherrn, dessen Herz die Verzweiflung mit ihren Krallen zerfleischte.

Stumm stand er so Stunde um Stunde auf der Düne im Regen und Wogenschlag, vom Sturm umfaßt, und spähte mit starrendem Auge in die Ferne. Jetzt sanken die Wolken verhüllend herab auf Land und Meer, dann hoben sie sich wieder

und zeigten das schrecklichste Schauspiel. So weit der Blick trug, waren zerstreute Schiffe zu gewahren, die, ein Spielball der Wogen, hin- und hergeworfen wurden. „Varus, Varus,“ rief Germanikus aus, überwältigt von dem Anblick, „dein Nachfolger ist unglücklicher als du! In dein Schwert stürztest du dich, mir aber ziemt es, meinen Opfern zu folgen in das nasse Grab. — Ha, ich höre ihre Stimmen durch das Wogengebrüll, sie rufen mich zu sich — hinab in die Tiefe!“ Und mit ausgebreiteten Armen neigte er sich über das Meer hin, das den Fuß der Düne bespielte, bereit zum tödlichen Sprunge.

Verzweifelnd hielten ihn die Freunde an den Gewändern und Armen fest. „Komm zu dir, Cäsar!“ rief Mennius; „denke an Agrippina, an deine Kinder! Darfst du sie deines Schutzes berauben? sie preisgeben dem Hohn und der Rache des Tiberius?“

„Kann ich leben, von den Göttern verfolgt, vor den Menschen entehrt?“ fragte der unglückliche Feldherr mit dumpfer Stimme zurück.

„Du sprichst im Fieberwahn,“ fiel Appian ein; „wer dürfte dich schmähen, den nicht Menschen besiegten? Den Göttern sich beugen zu müssen, ist auch den Helden nicht Schande.“

„Der Götter Zorn wird sich wieder legen,“ setzte Cäcina hinzu; „mit neuer Huld schauen sie den Mann an, den sie geprüft.“

Mit diesen und ähnlichen Reden beschwichtigten die Römer endlich die Ausbrüche der Verzweiflung ihres Feldherrn. Sie standen mit ihm auf der Düne bis in die tiefe Nacht und vermochten ihn fast nur mit Gewalt dazu, sich auf einige Stunden in die Hütte zurückzuziehen, indem sie ihn mit neuer Hoffnung trösteten.

„Der Morgen,“ sprach Mennius, „wird Hilfe bringen; es muß ja das Toben der Elemente doch endlich nachlassen; dann wirst du die geretteten Schiffe sammeln und die verschlagenen heimholen.“

Erschöpft von Seelenqual und Anstrengung sank Germanikus auf das Strohlager, das die Hütte ihm bot. Doch das Heulen des Sturmes und das Brüllen der brandenden See verscheuchten den Schlaf von seinen brennenden Augen.

Der zweite Tag brach an; neu begann der Sturm sein schreckliches Werk.

Drei Tage und Nächte hindurch schaute Germanikus von der Düne auf das wogende Meer, und nur die Wachsamkeit seiner Freunde verhinderte, daß er in dumpfer Verzweiflung nach Römer Art sich selbst den Tod gab.

In der vierten Nacht ließ das Unwetter nach. Erst verstummte der Sturm langsam, es legte sich die aufgeregte Flut, und als der Morgen des vierten Tages sonnenhell anbrach, lag das Meer ruhig. Das Werk der Zerstörung aber war vollendet; leere Schiffe ohne Ruder und Segel trieben auf dem glatten Spiegel hin; die Ufer waren mit Bracken, Waffen und Leichen übersät.

Mit Staunen sahen jetzt die Römer, welche Veränderung bei diesem Anblick mit dem Cäsar vorging. Er war wieder Germanicus, der unverzagte römische Held. Die Verzweiflung, die sein Gemüt umnachtet hatte, war gewichen, sobald er den Umfang des Unglücks zu überschauen und mit voller Thatkraft einzuschreiten vermochte.

Die nächste Stunde schon traf den Feldherrn auf seinem Schiffe; er fuhr den Strand entlang, um die gelandeten Fahrzeuge zurückzuführen. Diese ließ er schnell ausbessern und schickte sie nach allen Richtungen ins Meer hinaus, um die leeren Schiffe ins Schlepptau zu nehmen und auf den zahlreichen Eilanden, die näher und ferner von der Küste lagen, die Trümmer des Heeres und der Flotte zu sammeln.

6.

Ich habe Allvater vertraut, und er hat mich erhalten.

Längs der ganzen Küste rüsteten die Bewohner ihre Schiffe und fuhren hinaus in die See, um bei der Rettung der Schiffbrüchigen hilfreiche Hand zu leisten. Nicht nur die Chauken am nächstliegenden Strand fanden sich ein, sondern auch die Angrivarier, ein germanischer Stamm, der in den heutigen Niederlanden ansässig war, und die Britten, jenseits des Kanals, die Julius Cäsar den Römern unterworfen hatte, denn bis zu ihrer Küste hatte der Sturm im Laufe von vier Tagen die Schiffe der römischen Flotte verschlagen.

Wo das Land der Chauken an das der Angrivarier grenzte, hatte ein armer Chauke seine einsame Hütte unter der Düne erbaut. Er besaß nur einen Kahn, zum Fischfang am Strande, aber angesichts der auf den Wogen treibenden Schiffswracks und Leichen sagte er zu seinem Sohne: „Laß uns hinausfahren und sehen, ob wir etliche Schiffbrüchige ans Land bringen können! Der Sturm hat sich zur Ruhe gelegt und schläft nun in den Höhlen der Berge des fernen Rhätians. Auch die See ist ermüdet und rührt sich kaum; wir können uns ohne Gefahr weit hinaus in den Ozean wagen.“

„Vater,“ fragte der Jüngling bedenklich, „ist's wohlgethan, Leute aus den Wogen zu retten, die vom Zorne der Götter verfolgt und gerichtet sind?“

„Wie ein Thor sprichst du, Wigulf, und wie ein Knabe,“ antwortete Kollo, der Fischer in ergrauendem Haar; „welche die Götter gerichtet haben, die sind versunken in dem nassen Wellengrabe. Die aber auf schwachem Wracke, auf Klippen und Felsenriffen sich gerettet haben, sollen zum Leben erhalten bleiben nach dem Willen des himmlischen Herrschers. Wer ihrer einen auf schwankem Schiffe herein-

holt zum sichern Ufer, der hat dem Gott des Himmels gedient im Dienst an dem hilflosen Manne.“

Nicht wagte Wigulf, der kühne Jüngling, den Worten des Vaters weiteres zu entgegnen. Miteinander rüsteten sie den Rachen aus und fuhren weit hinaus in die See.

Loose Bretter schwammen an ihnen vorüber; eines und das andere griffen sie auf; Waffen, von den Wellen hergespült, hob Wigulf triumphierend empor; doch seine Habgier war befriedigt, als er ein paar hölzerne Speere mit Eisenspitzen, einen Bogen und einen Köcher mit Pfeilen aufgegriffen hatte. Was römische Üppigkeit zum Leben bedurfte, war den schlichten germanischen Fischern noch fremd. Die köstlichsten Zeltteppiche, in Damaskus gewoben, die feinsten Gewänder, mit Gold gestickt, die silbernen Schmuckkästchen und die aus Ebenholz künstlich gefertigten Weihrauchbüchsen, welche auf Schiffstrümmern dahergeschwemmt kamen, überließen sie ruhig den Wellen als Beute. Warum sollten sie den schwankenden Rachen mit solchen für sie wertlosen Dingen beschweren?

Sie waren weit in die See hinausgefahren. „Sieh, Vater,“ rief Wigulf jetzt, und sein jugendlich scharfes Auge schweifte in die Ferne, „eine Frau ist dort auf dem Eiland, sie winkt uns heran.“

„Wo ist ein Eiland, wo eine Frau?“ fragte der alte Kollo, dessen Augen nicht mehr so weithin trugen, wie die seines jungen Sohnes.

Wigulf aber lenkte den Rachen pfeilschnell durch die klare Flut, so daß bald auch Kollo das Felsenriff wahrte, hinter dem ein kleines Eiland sich hinzog. Als sie dasselbe erreicht hatten, war die Frau verschwunden. Wigulf sprang ans Felsenufer, das Weinen eines Kindes lenkte seinen Schritt. Er fand Bertila bewußtlos, das noch lebende Kind an die Brust gedrückt.

„Die Frau ist verkommen im Hunger,“ sprach er zu sich selbst und eilte, seinen Vater zu rufen. Gemeinsam brachten sie die Ohnmächtige samt ihrem Kinde in den Rachen. Als sie dort erwachte, reichten sie ihr die Nahrung, die sie selbst zum Vorrat auf die Fahrt mitgenommen hatten, gebackene Fische und rauhes Brot.

Bertila aß und erholte sich allmählich; sie blickte auf ihr Kind, und da sie es lebend sah, schaute sie mit dankendem Blicke zum blauen Himmel empor. „Ich habe Alvater vertraut,“ sprach sie dann, „und er hat mich erhalten samt meinem Kinde.“

Auf die Fragen der Fischer berichtete sie ihnen, wie sie als Gefangene auf einem Römerschiffe sich bei dem Untergang desselben auf den Felsen und von dort auf das Eiland gerettet habe. Drei Tage und drei Nächte hatte sie dort zugebracht und sich dürftig von den rohen Schalthieren, Seekrebsen und Austern

genährt, die der Wellenschlag auf den Felsen warf. Mit jedem Tage aber fühlte sie ihre Kräfte mehr dahinschwinden. Immer grauenhafter klang ihr das Tosen des Sturmes während der Nacht in den Ohren, immer schrecklicher ward ihr den langen Tag über der Anblick der endlosen, wild empörten Wasserwüste. Mehr und mehr erlosch in ihr die Hoffnung auf Rettung, doch hielt die Liebe zu ihrem Kinde und ein Rest von Vertrauen auf das Walten der göttlichen Macht sie noch aufrecht. Der vorspringende Felsen, an dem das Römerschiff zerschellt war, schützte das Eiland, mit dem es zusammenhing, vor der stärksten Gewalt des Sturmes und dem Anprall der Wellen; er bot ihr eine Wand, an die sich anlehnd sie notdürftig zu ruhen vermochte, während sie ihr Kind mit ihrem Leibe vor Kälte und Nässe zu schützen bestrebt war.

Noch einmal belebte sich ihre Hoffnung, als am Abend des dritten Tages der Sturm sich legte und morgens darauf das Sonnenauge golden über dem friedlich ruhenden Meere aufstieg, mit wärmenden Strahlen das durchnässte Gewand der Einsamen trocknend und ihre schauernden Glieder erwärmend. Doch vom Morgen bis zum Abend zogen sich die Stunden hin, und die See, kaum in leisem Kräuseln bewegt, warf ihr kein Schalltier, kein Fischlein mehr auf das Eiland. Noch war sie vermögend, ihr Kind zu nähren, aber sie selbst war der Erschöpfung nahe. Als sie noch einmal mit Mühe den Felsen erstieg, um rundum nach Hilfe in die Ferne auszuschaun, erspähte ihr Blick, von Verzweiflung geschärft, den Nachen, und sie selbst ward von den Schiffen wahrgenommen, die das Eiland erblickten und die verschmachtete Frau mit ihrem Kinde dort auffanden.

Als die Arme sich gelabt hatte, lenkten Rollo und Wigulf ihr kleines Fahrzeug wieder nach dem heimischen Strande, wo Mutter Ulla, Rollos Hausfrau und Wigulfs Mutter, die Gerettete mit ihrem Kinde ebenso staunend, wie gastfreundlich und herzlich willkommen hieß, sie zum Ehrenplatz neben der wärmenden Herdflamme führte und mit dem Besten, was sie zu bereiten vermochte, mit heißem Haferbrei, frisch gebackenen Brotkuchen und Fischen bewirtete.

Drei Tage verweilte Vertila in der gastlichen Hütte und erzählte den staunenden Zuhörern von dem Überfall der Römer im Cheruskerlande, von dem Rufe: Alle Mannen zur Wehr! der durch die verbündeten Gaue der Marsen, der Chatten, der Bructerer, der Sigambrier und Usipeter erschollen war; und endlich von den blutigen Schlachten auf der Idistiwiese und auf dem Weserfelde.

Mit stummem Ernste hörte der alte Rollo ihren Bericht; Mutter Ulla beklagte die vielen Toten und die Verwüstung so mancher Gaue, Wigulf aber lauschte mit funkelnden Augen und wünschte, daß die Chauken mit den übrigen Söhnen Teuts wider die Römer in die Waffen treten möchten. „Vater,“ fragte er, „soll es immer von uns heißen, die Chauken sind nur Fischer, friedliche, furchtsame Leute, wenn

die Cherusker und Marjen, die Brukterer und Chatten alle Mannen zur Wehr rufen und die Framea schwingen, die den eisenbewehrten Römer bezwingt? Sind wir Fischer, die wir ankämpfen gegen Sturm und Wellen, weniger mannesstark als die Jäger im innern Lande, die dem grimmen Bären und dem starken Auerstier nachstellen?"

"Geduld, Wigulf," sprach der alte Kollo, "auch an die Chauken wird der Ruf kommen: Alle Mannen zur Wehr! Aber noch ist die Stunde nicht günstig dazu, noch sind uns die Römer zu stark und zu nahe, und es gilt, geduldig abzuwarten, was die Götter uns schicken, und uns gehorsam den Starcken zu beugen."

Drei Tage der Ruhe und Pflege genügten dem jugendstarken germanischen Weibe, um sich von den überstandenen Entbehrungen und Anstrengungen völlig zu erholen. Kein Zureden der ihr anhänglich gewordenen Chaukenfamilie war vermögend, sie länger zurückzuhalten. Am vierten Morgen verließ sie dankend die gastliche Hütte, um die Wanderung zu den heimischen Gauen anzutreten.

"Wodan, der Herr des Himmels, der dich aus der Meeresflut rettete, geleite dich sicher über Berg und Thal!" sprach Kollo segnend zum Abschied. Ulla versorgte sie mit gebratenen Fischen und Brotkrumen auf den Weg und Wigulf gab ihr eine Tagereise weit Geleite und führte sie verborgene Wege, damit sie nicht den Römern aufs neue in die Hände falle, von denen viele, aus dem Schiffbruch gerettet, in den chaulischen Dörfern verweilten.

Der Spätsommer war eingetreten und brachte nach dem Sturme Tage voll ungetrübten Sonnenscheins, welche Bertila die Wanderschaft erleichterten. Froh begrüßte sie die heimische Flut der Ems, die ihr fortan als Wegweiser diente, und noch freier atmete sie, als sie nach wenigen Tagen das Moorland hinter sich hatte und ihr Blick wieder die grünen Wälder begrüßte, die Ausläufer der mächtigen, sich weithinziehenden Forsten, die unter dem Namen des Teutoburger Waldes begriffen waren.

Senkte sich der Abend nieder, so trat sie ohne Scheu in die nächste menschliche Ansiedlung, um Abendbrot und Nachtlager zu heischen. Gastlich wurde sie stets empfangen, ebenso im stattlichen Gehöfte des Edelings, wie in der engen Hütte des armen Freien; sie wurde mit dem Besten bewirtet und morgens, ehe sie auszog, mit Nahrung für den Tag versehen. Sie berichtete über den großen Sturm, welcher die Flotte des Cäsar auf dem deutschen Meere zertrümmert hatte, und mit Staunen hörten die Bewohner des Binnenlandes ihre Erzählung, die noch für Jahre hernach Stoff zu Gesprächen am winterlichen Herdfeuer bot.

Die Gauen der Ansivarier, der Chasuarier, der Marjen durchwandernd gelangte sie an die Grenze des cheruskischen Landes, von wo sie nur wenige Stunden noch hatte zur heimischen Hütte. Zulezt öffnete sich das Thal, und vor ihr lag im

Abendsonnenglanz die friedliche Heimat, die wieder zu sehen sie nicht hatte hoffen können. Bertila stand still, fast überwältigt von ihrem Anblick. Stark in Gefahr und Not, glaubte sie jetzt der Freude zu erliegen, denn ihre Füße wankten, als sie weiterschritt.

Eine Rauchsäule sah sie aus dem Hause aufwirbeln, und laut jauchzte die Heimkehrende auf mit dem Rufe: „Es ist Feuer auf dem Herde — Frodo lebt und weilt in der Heimat!“ Sie schritt weiter und lachte hell auf vor Freude, denn sie sah die beiden Kühe dort weiden; nur zwei Kinder fehlten samt den Schafen; vom Waldessaum aber tönte das Grrunzen des Mutterschweines, und vom Flusse das Schnattern der gesiederten Herde. Nahe beim Hause, im eingezäunten Rasenfeld, weidete ein Roß. Bertila ward stutzig — konnte es Frodo gehören?

Jetzt kam vom Acker her ein Mann mit dem Pfluge — Frodo war's, aber wie war er verändert! Gebugt, als drücke eine Last auf seine Schultern, die stattliche Gestalt, das gebräunte Gesicht fahl, die Stirne gefurcht. „Frodo —“ wollte Bertila rufen, doch die Stimme versagte ihr. Er nahm sie nicht wahr, denn sein Blick war düster, zur Erde gesenkt. Aber mit lautem Freudengebelle stürzte Nero, der treue Hund, auf sie zu. Frodo schaute auf und wollte den Hund zurückrufen — sein Blick ward starr, und ein heftiger Schreck durchzuckte seine Glieder.

„Ich bin es, Frodo!“ rief Bertila, die im Anblick seiner Erregung sich selbst wiederfand, „kein Schatten und kein Traumgebilde, sondern dein lebendes Weib, und hier ist dein Sohn. Alvater hat uns beide heimgeführt.“ Ihre Arme umschlangen den sprachlosen Mann. „Und auch du lebst mir noch!“ fuhr das glückliche Weib, jetzt in Worten der Freude überströmend, fort; „aber du bist gebeugt und abgezehrt? Hat ein Siechtum dich befallen — und ich war ferne von deinem Lager? — Was fehlte dir, Frodo?“

„Du hast mir gefehlt, Bertila,“ sprach, tief atemholend, der Mann. „Zu Boden haben mich die römischen Ketten gedrückt, in denen ich dich schmachtend wußte samt unserem Sohne. Gelobt seien die Himmlischen, die mein Leid in Freude kehren!“ Verstummend schritten beide weiter; nur die Blicke sprachen. Nach einer Pause aber fragte Bertila: „Mutter Ganna?“

„Sie lebt,“ antwortete Frodo, „ja sie hat mit Neros Hilfe auch die Herde uns erhalten — nur die Schafe sind vom Wolfe geraubt worden; die Nachbarn aber haben mir jeder ein Lamm zugesagt, daß mir der Schaden ersetzt sei. Ein Roß hat mir Thilo geschenkt, um mich zu erfreuen.“

Während er so in gedrängter Kürze berichtete, hatten sie das Haus erreicht. Frodo führte Bertila wie eine Braut in die Hütte und trat mit ihr zur alten Mutter, die mit zitternden Händen im Begriffe war, einen Topf an das Herdfeuer

zu stellen, sich aber plötzlich wie in Jugendkraft aufrichtete, da sie von Bertilas Armen umfangen wurde und Frodo ihr ohne Worte das lächelnde Kind darbot.

„Beide heimgekehrt, Mutter und Kind!“ rief die Greisin aus; „glücklicher Tag, reiches, gottgesegnetes Haus! — Wisse,“ fuhr sie gegen Bertila gewendet fort, „zu trösten vermochte ich ihn nicht,“ sie deutete auf ihren Sohn, „aber getrauert habe ich mit ihm — Tage und Nächte durch.“

Es war ein freudenreicher Abend in der Hütte, in der so lange nur Trauer und düsteres Schweigen geherrscht hatte. Bis tief in die Nacht saßen die Wieder- vereinten Seite an Seite; die alte Ganna schaukelte wie sonst die Korbwiege mit dem Kinde, und Bertila erzählte, was sie erlebt und erlitten hatte, und wie sie gerettet worden war. Auf dem Herde aber glimmte das Feuer fort und warf ein freundiges Licht über die Wände der traulichen Hütte.

